

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured covers/  
Couverture de couleur
- Covers damaged/  
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/  
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

- Coloured pages/  
Pages de couleur
- Pages damaged/  
Pages endommagées
- Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées
- Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées
- Pages detached/  
Pages détachées
- Showthrough/  
Transparence
- Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression
- Continuous pagination/  
Pagination continue
- Includes index(es)/  
Comprend un (des) index

Title on header taken from:/  
Le titre de l'en-tête provient:

- Title page of issue/  
Page de titre de la livraison
- Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison
- Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:/  
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



Bei der Arbeit, Maria-Königin!



# Rundschan vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

Mai, 1898.

Nummer 8.

## Im Mai.

Maria, Maientönigin,  
Du, Jungfrau hold und mild;  
Es grüßt die Erde, lenzesfrisch,  
Dein anmuthvolles Bild.

Es pranget in des Morgens Glühn,  
Wie in des Abends Gold,  
Und in der Sterne Wappenschild,  
Das lind die Nacht entrollt.

So leise tönt der Aue-Sang  
Vom Thale zu dir auf,  
Und tauſend Blumen-Kneulein sehn,  
Verlangend wohl hinauf.

Es blüht die Flur, es ſingt der Wald  
Gar wonneſel'ges Lied  
Und blinkend durch der Matten Grün  
Das Bächlein betend zieht.

Im Frühlingshauche duftend geht  
Dein Obem weit und breit,  
Ein Abglanz deiner Schöne iſt  
Der Erde Herrlichkeit.

Und wie die Lerche jauchzend steigt  
Zum roſigen Himmelslicht,  
Auch aus der Seele tiefstem Grund  
Deß Herzens Jubel bricht.

Maria, Maientönigin,  
Du, Jungfrau, ſei gegrüßt;  
In friſchen Wunderquellen ſich  
Der Liebe Strom ergießt.

Den Buſen, ſonſt ſo lau und kalt,  
Schwellt warme Lebensluft,  
Und froher Hoffnung Keime treibt  
Die Krosſpenarnte Druſt.

Das Auge, das ſo ſtarr geblickt,  
Ergänzt in neuem Schein,  
Und eine Thränenperle glänzt  
Wie Gnadenhau daren.

Die Lippe, die vertrocknet war,  
Wie wolkes Blatt, ſo todt,  
Die träuſt von ſüßer Rede jetzt  
Und färbt ſich wieder roth.

Entzückend iſt der Auen Pracht,  
Doch reicher iſt das Glück,  
Daß du dem Geiſte wieder gabſt  
Mit deiner Hulb zurück.

Maria, Maientönigin,  
Du hehre Gottes-Maid!  
Dich preißt die Seele danterfüllt,  
Der Erde Herrlichkeit.

## Maria, die Helferin der Christen.

Von Ed. Gefner, Cincinnati, D.



Die Marienverehrung trägt einen reichen Segen in sich, und zwar dadurch, daß Maria Kraft der Gemeinschaft der Heiligen für unser Heil am Throne Gottes sorgt, sowie auch dadurch, daß dieser Kult, indem er die Nachfolge Mariens als seine Blüthe erzielt, auf die Heiligung des Herzens und des Lebens einen wirksamen, fördernden Einfluß ausübt. Wir Gläubigen auf Erden bilden mit den Heiligen des Himmels, sowie mit den Armen Seelen im Jenseiter ein Gottesreich gottähnlicher Seelen, eine Gemeinschaft der Heiligen, nehmen zusammen an den Gütern der Gnade Theil und erstreben durch gegenseitige Fürbitte das Seelenheil. Nicht zerrissen ist das Lebensband der Verklärten mit uns armen Erdenpilgern, vielmehr noch fester geknüpft am Throne Gottes.

Sie wissen in und durch Gott um unsere Versuchungen, Kämpfe, Bedürfnisse, Seufzer, Gebete und Leiden, und in ihr freudiges Allelujah mischt sich ihr lebendes Kyrie eleison für uns streitende Erdenpilger. Sie sind unsere Fürsprecher und Sachwalter bei Gott, sie sind gleichsam unsere Advokaten vor dem göttlichen Richter. Wenn „schon das Gebet des Gerechten so viel vermag“ was wird nicht das Gebet jener heiligen bewährten Freunde Gottes vermögen! Wie stark soll demnach unser Vertrauen zu Maria, der Mutter unseres Herrn Jesu sein, wie gläubig dürfen wir sie um ihre Fürsprache anrufen, wie Vieles haben wir von ihr zu erwarten? Groß ist zuvörderst ihre Macht d. h. ihr Ansehen bei Gott. Was wird diejenige bei Gott vermögen, welche alle Heiligen an Tugenden und Verdiensten übertrifft und mehr als alle Heiligen zur Ehre Gottes gewirkt hat?

Um uns Vertrauen zu dieser heiligen und großen Fürsprecherin einzulösen, verlangt die heilige Kirche, daß wir sie mit dem Namen einer mächtigen Jungfrau anrufen: *Virgo potens, ora pro nobis*: Du mächtige Jungfrau, bitte für uns. Gott selbst, der allmächtig ist, hat ihr diese Macht mitgetheilt, wie Maria es uns gelehrt hat, da sie ausruft: „*Quia fecit mihi magna qui potens est, et sanctum nomen ejus*. Großes hat an mir gethan, der da mächtig und dessen Namen heilig ist! Deshalb schreibt der hl. Theophilus, Bischof von Alexandrien: Der Sohn sieht es gerne, wenn Seine Mutter Ihn um etwas bittet; denn Er will ihr Alles, um was sie bittet, gewähren, um dadurch die von ihr empfangene Wohlthat Zeit seines leiblichen Daseins zu vergelten.—Eines Tages vernahm die heilige Brigitta, wie Jesus zu Maria sprach: Geliebte Mutter, begehre von Mir, was du willst; denn du weißt ja, daß Ich keine deiner Bitten unerhört lassen kann, worauf der Heiland noch hinzusetzte: Du hast Mir als Ich noch auf Erden lebte, nichts abgeschlagen, darum ist es billig, daß auch Ich dir jetzt, da du mit Mir im Himmel vereinigt bist, nichts abschlage. Weshalb ist nun aber die Fürbitte Mariens so mächtig bei Gott? Die Ursache hievon ist keine andere, als weil sie die Mutter des Herrn ist. Der hl. Antonius sagt: Weil das Gebet Mariens das Gebet einer Mutter ist, so gleicht es, so zu sagen, einem Befehle, weshalb es unmöglich ist, daß es unerhört bleibe, wenn sie bittet. Darum verstand der selige Albert der Große die Worte, mit welchen uns die heilige Kirche beten lehrt: „Erzeige dich als eine Mutter, folgendermaßen: Geliebte Königin, zeige, daß du eine Mutter bist und befehl deshalb

mit dem Ansehen einer Mutter deinem Sohne, daß Er sich unser erbarme. Auch der hl. Petrus Damiani lehrt uns, daß Maria, wenn sie Jesum um eine Gnade für ihre Verehrer bittet, so zu sagen befehlt, statt zu bitten, als ob sie eine Gebieterin und nicht eine Magd des Herrn wäre. „Maria“, sagt er, „tritt zu jenem goldenen Veröhnungssaltare hin, nicht bittend, sondern befehlend, als eine Gebieterin und nicht als eine Magd.“ Rosmus von Jerusalem behauptet sogar, daß die Hilfe und der Beistand Mariä allmächtig seien; Richard von St. Laurentius bestätigt dies und sagt, daß die Mutter Teil habe an der Macht des Sohnes, denn, bemerkt er, weil die Macht einer Mutter und eines Sohnes ein und dieselbe ist, so ist des allmächtigen Sohnes Mutter allmächtig geworden. Der Sohn ist von Natur allmächtig, die Mutter ist es durch die Gnade, das heißt, sie erreicht durch ihr Gebet alles, was sie verlangt.— Maria ist die Königin aller Heiligen, weil sie die Mutter des Allerhöchsten aber auch in der Heiligkeit vollendeter als alle übrigen Freunde Gottes ist, und folglich über alle Throne der Seligen in der Herrlichkeit thront. Wie Maria einst von dem Schwerte der Schmerzen durchbohrt unter dem Kreuze stand, so erblickt wir sie nun von Glorie umzogen am Throne der Allmacht und Gnade stehen. Die Betrachtung ihrer Würde als Mutter Gottes muß uns den höchsten Begriff von der Macht ihrer Fürbitte gewähren. Maria hat Denjenigen geboren, dessen Größe keine Schranken kennt: den darf sie Sohn nennen, der die ganze Welt aus dem Nichts hervorgerufen hat, und noch Millionen anderer Welten das Dasein geben kann; den darf sie Sohn nennen, DessenThron der Himmel und Dessen Fußschemel die Erde ist, der die ganze Natur mit unumschränkter Macht beherrscht und durch hochherrliche Wunder den Menschen Seinen Namen offenbart. Kurz, den nennt Maria ihren Sohn, dessen Allmacht den Himmel und die Erde erfüllt, —und dieser allmächtige göttliche Sohn, der

Maria als Seine Mutter ehrt und an ihr so große Dinge gethan hat, wird Er nicht auf ihre Fürsprache achten, ihre Willen nicht erhören? Da Er ihr auf Erden unterthänig war, und jetzt sie verherrlicht auf eine so hohe Stufe der Glorie erhoben hat, sollte Er sie umsonst bitten lassen? Nein, unmöglich läßt sich dies denken! Nimmermehr kann bei dem Herrn und Heilande die Fürbitte Seiner Mutter fruchtlos sein! Wenn auch die Heiligen zusammen zum Herrn beten, so sind es doch nur Willen von Unterthanen, wenn aber Maria bittet, so sind es die Willen einer Mutter. In dieser Hinsicht sagt der hl. Augustinus: Die allerjüngste Jungfrau welche würdig war uns das Lösegeld unserer Befreiung zu bringen, vermag mehr als alle Andern, um durch ihre Fürsprache zu bewirken, daß wir vollends zur Freiheit gelangen. „Wir können daher dem gütigen Gott nicht genug danken, daß Er uns in Maria eine so mächtige Vermittlerin verliehen hat. Treffend spricht der hl. Bernardus: „Getreu und mächtig ist allerdings der Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus; aber in Ihm ehren und fürchten wir zugleich die göttliche Majestät. Ganz in Göttlichkeit scheint die Menschlichkeit aufgelöst, nicht als wäre die Wesenheit verwandelt, sondern als wäre das menschliche Gefühl vergöttlicht. Nicht allein Seiner Erbarmung erkönen Gesänge, sondern auch Seinem Gerichte; denn lernte Er auch aus Seinem Leiden Erbarmung, so hat Er doch auch richterliche Gewalt und ist Gott, wie die Schrift sagt, „ein verzehrendes Feuer.“ (5 Moß. 4, 24). Wie sollte demnach der Sünder zittern, sich Ihm zu nahen!? Der Vermittlung bedürfen wir bei diesem Mittler und Niemand kann sie besser ausführen als Maria, wobei wir den Glaubenssatz festhalten, daß Jesus Christus unser Mittler bei Gott ist durch Sein Erlösungswerk, die Heiligen aber, vor allen die Himmelskönigin Maria, eine Vermittlung zu Stande bringen durch ihre Fürsprache. Daher ruft der hl. Bernardus abermals aus: „Du

haft Gnade gefunden vor Gott, spricht der Engel. O des hohen Glückes! Immer wird Maria Gnade finden. Was sollten wir anderes wünschen? Suchen wir Gnade, suchen wir sie durch Maria; denn was sie sucht, das findet sie; niemals kann sie fruchtlos begehren. Wie wunderbar tröstlich ist nicht für die Menschen bei ihrem Schuldbewußtsein und in ihren harten Bedrängnissen die Wahrheit, daß sie am Throne Gottes in Seiner eigenen Mutter eine so mächtige Vermittlerin besitzen, welche die tief gefühlte Unwürdigkeit mit ihrer so hohen Würdigkeit ersetzt, und das mangelhafte Gebet mit ihrer Gott allzeit so wohlgefälligen Fürbitte unterstützt. „Wahrlich! ein großes Wunder ist die allerfeligste Jungfrau Maria gewesen“ so spricht der hl. Chrysostomus. Was ist jemals größer und glänzender gefunden worden, als sie? Sie übertrifft Himmel und Erde an Ansehen. Was ist heiliger, als sie? Nicht die Propheten, nicht die Apostel, nicht die Martyrer, nicht die Engel nicht die Seraphim, nicht die Cherubim; kurz es kann unter den geschaffenen sichtbaren und unsichtbaren Geschöpfen kein vortrefflicheres gefunden werden. Sie ist Dienerin und Mutter Gottes zugleich, Jungfrau und auch Gebälerin. Sie ist die Mutter des Sohnes Gottes, die Mutter desjenigen, den Engel und Menschen als den Herrn aller Dinge anerkennen. Willst du sehen, wie die heilige Jungfrau vorzüglicher ist, als die himmlischen Mächte? Diese stehen mit Furcht und Zittern vor dem Throne Gottes und verhüllen ihr Antlitz, Maria aber stellt das Menschengeschlecht demjenigen vor, Den sie geboren hat. Sei also begrüßt, o Mutter, Himmel, Jungfrau, Thron, Erde und Stütze unserer Kirche! Bitte angelegentlichst für uns bei Jesus Christus deinem Sohne und unserem Herrn, daß wir durch dich am Tage des Gerichtes Barmherzigkeit erlangen, und jene Güter empfangen mögen, welche denen verheißen sind, welche Gott lieben. In gleichem Sinne ruft der hl. Bonaventura voll Dankgefühl aus: „O gewiß

ist die Güte unseres Gottes bewunderungswürdig, weil Er uns Glenden dich, o Mutter des Herrn, zu einer Fürsprecherin schenken wollte, damit du durch deine mächtige Vermittlung alle Güter, welche du für uns begehrt, erlangen möchtest. Wahrlich groß ist die Barmherzigkeit des Herrn. Der, damit wir nicht aus Furcht vor dem göttlichen Richter uns ganz entfernten, uns Seine eigene Mutter zur Fürsprecherin und zur Vermittlerin der Gnade gegeben hat.“

Aber groß ist auch ihre Liebe zu uns. Den ersten Grund hievon finden wir in ihrer unermesslichen Liebe Gottes; denn die Liebe Gottes und die Liebe des Nächsten sind nach dem heiligen Johannes in demselben Gebote begriffen. „Dieses Gebot haben wir von Gott, daß, wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebt.“ (Joh. 4, 2) Je mehr eine von beiden in uns wächst, desto mehr nimmt die andere zu. Darum haben die Heiligen so viel aus Liebe zu dem Nächsten gethan, weil sie eine große Liebe Gottes hatten. Man denke an den hl. Paulinus, Bischof von Nola, an den hl. Franz Xaver, an den hl. Vincenz von Paula und viele Andere. Wer hat nun aber Gott mehr geliebt, als Maria, die von frühester Jugend an von inbrünstiger Liebe zu Gott entzündet war? Nichtig schließt daraus der hl. Alphons Liguori: „Wenn auch die Liebe, welche alle Mütter zu ihren Kindern, alle Gatten zu einander, alle Engel und Heiligen zu ihren Verehrern tragen, vereinigt wäre, ihr würde all diese Liebe das Maaß nicht erreichen, welches Maria zu einer einzigen Seele unter uns trägt.“ Ein anderer Grund ihrer Liebe liegt in ihrer tiefen Erkenntniß, um welchen hohen Preis wir von ihrem göttlichen Sohne erlöst worden sind. Wenn eine Mutter wüßte, daß ein Knecht mit einer vieljährigen Gefangenschaft, ja selbst mit dem Leben ihres Sohnes aus der Knechtschaft losgekauft worden, wie sehr würde dieser Gedanke ihre Theilnahme für das fernere Loos des Begnadigten nicht vermehren! Aber Maria weiß nur zu wohl, daß ihr

Sohn deshalb auf die Erde gekommen ist, um uns Glende selig zu machen, wie Er selbst versichert: Ich bin gekommen, selig zu machen, was verloren war. (Luc. 19, 10) Wenn daher Maria uns nur wenig liebte, so wäre das ein Zeichen, daß sie einen geringen Werth auf das Blut ihres Sohnes setzte, welches das Lösegeld für unsere Seligkeit ward. Nun aber, weil Jesus Christus die Menschen erlöst hat, werden auch alle von Maria geliebt und begünstigt. Sie, die der Welt das Heil geboren, deren Erscheinung und Wirksamkeit ganz in dem Plan der Menschenerlösung aufgegangen war, hat auch jetzt bei dem Eifer für die Ehre ihres göttlichen Sohnes nur Gedanken, Wünsche und Gebete für die Rettung der Menschen. Daß Jesu Christi Erlösungsverdienste Allen mitgeteilt, Sein Leiden und Sein Sterben von Allen beherzigt, Sein Veröhnungsblut theuer gehalten, Seine Erkenntniß und Liebe weit ausgebreitet werden, das sind die dringendsten Anliegen der verkörperten Mutter: sie ist es vorzugsweise, welche aller unserer Bedürfnisse, Leiden und Seufzer sich annimmt und im innigsten Mitgefühl uns bei ihrem Sohne vertritt. In ihrer Eigenschaft als unsere Mutter liegt endlich noch ein starker Grund ihrer Liebe. Sie ist unsere Mutter und wir sind ihre Kinder. Was braucht es mehr, um uns von der Zärtlichkeit zu überzeugen, womit sie uns liebt? Oder übertrifft nicht die Liebe einer Mutter jede andere natürliche Liebe? Was denkt und fühlt nicht eine gute Mutter für ihre geliebten Kinder? Und Maria, ist sie nicht die beste aller Mütter? Zudem trug sie ja in ihrem Schooße Denjenigen, der uns geliebt hat bis zum Tode am Kreuze, und Der auch ihr eine solche Zärtlichkeit gegen uns einflößte, mit welcher selbst die heftigste natürliche Mutterliebe nicht verglichen werden kann. Wird sie jetzt unser vergessen, da sie am Thron Gottes steht, und mit der ewigen Liebe innigst vereinigt ist? Gewiß nicht! Ihre Liebe ist standhaft, ihr Mutterherz wird nicht aufhören, uns zu lieben, so lange

wir ihre guten Kinder sein werden. „Ich weiß, o meine geliebte Königin“, so ruft der hl. Petrus Damiani aus, „daß unter Allen, die da lieben, du am meisten liebst, und daß deine Liebe zu uns durch unsere Liebe niemals besiegt werden kann!“ „Möchten wir thun“ sagt der hl. Alphons Liguori, „oder uns zu thun vornehmen, was immer ein Liebhaber nur thun könnte, um seine Zuneigung zu der geliebten Person zu erkennen zu geben, so wird unsere Liebe zu Maria doch niemals ihrer Liebe zu uns gleichkommen.“

Es beschränkt sich aber die Liebe Mariens nicht bloß auf Gefühle und Wünsche, sondern sie erzeigt sich gegen uns in vollen Werken. Das Feuer ist das Sinnbild der Liebe. Wie dieses, so lange es brennt, nimmer ruht sondern in fortwährender Bewegung und Thätigkeit ist, so bleibt auch die Liebe, wenn sie eine wahre ist, nicht im Innern verschlossen, sondern gibt sich kund durch Wirken und Wohlthaten. Es kann demnach auch die Mutterliebe Mariens gegen uns nicht unthätig, nicht ohne großen Segen für uns, ihre Kinder, sein. Nein, die Mutterliebe erzeugt Mutter Sorge, und die Mutter Sorge offenbart sich durch Thaten. Sie nährt uns mit der Milch der göttlichen Gnaden; sie nimmt uns in Gefahren unter ihren mütterlichen Schutz; sie vertritt unsere Sache vor dem ewigen Richter; sie leitet uns hinan auf dem Wege der Tugend zum Besitze des himmlischen Erbes, das ihr göttlicher Sohn, der Erstgeborene unter vielen Brüdern, uns erworben hat. Wäre es uns vergönnt, in die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung hineinzuschauen, wie vieles würden wir da wahrnehmen, das uns die Mutter Sorge Maria's und ihr huldreiches Verwenden für das Heil ihrer Kinder beweisen könnte.

Was aber unsern Trost in Maria vollständig macht, ist ihre rührende Eigenschaft, Kraft welcher nicht nur die Gerechten, sondern selbst alle reumüthigen Sünder, welche sich zu Gott bekehren wollen, in ihr eine huldreiche Mutter finden. Nicht umsonst

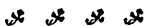
ist sie unsere Vermittlerin bei ihrem göttlichen Sohne; als solche nimmt sie sich gerade derjenigen an, welche der Vermittlung bedürfen, und erwirkt ihnen die Gnade der Versöhnung. Sie ist die Mutter der Erbarmung, und als solche verschmäht sie selbst die Allerunglücklichsten, die Sünder, nicht, welche mit dem festen Entschlusse der Befeh- rung sich zu ihr wenden. Möge der Sün- der noch so verworfen sein, sagt der hl. Gregor von Nikomedia, wenn er nur zu Maria seine Zuflucht nimmt, so wird Maria ihn durch ihre Fürbitte retten.“ O Mutter meines Gottes“ ruft ihr der Heilige zu, „du hast so unüberwindliche Kräfte, daß deine Güte nicht überwunden werden kann von einer noch so großen Menge von Sün- den. Nichts kann deiner Macht wider- stehen; denn dein Schöpfer betrachtet deine Ehre als Seine eigene, da du seine Mutter bist.“ „So vermagst du denn Alles“ sagt der hl. Petrus Damiani, „weil du selbst die Verzweifelten wiederum zur Hoffnung auf die ewige Seligkeit aufzurichten vermagst.“ Wenn uns also der Teufel zum Mißtrauen versucht, so müssen wir uns an Maria wen- den und ihr mit dem hl. Hermanus zu- rufen: „O Maria, du bist allmächtig, die Sünder zu retten und du bedarfst bei Gott keiner anderen Empfehlung mehr, weil du die Mutter des wahren Lebens bist.“ O wenn doch alle Sünder mit dem Vorsatze sich zu bessern zu Maria ihre Zuflucht näh- men, wer würde dann noch verloren gehen? Nur der geht zu Grunde, der nicht zu Maria seine Zuflucht nimmt. Eines Tages vernahm die heilige Brigitta, wie unser Heiland zu seiner göttlichen Mutter sprach: „Sogar dem Teufel würdest du Barmherzigkeit erwirken, wenn er dich de- müthig darum bäte. Freilich wird der stolze Luzifer sich nie so tief verbemüthigen und sich der Fürsprache Mariens anem- pfehlen; wenn dies aber geschähe, und er sich vor der göttlichen Mutter verbemü- thigte und sie um ihren Beistand anflehte, so würde Maria ihn nicht von sich stoßen, nein sie würde ihn durch ihre Vermittlung

von der Hölle befreien.“ Dadurch wollte Jesus zu erkennen geben, daß Maria Allen, die zu ihr ihre Zuflucht nehmen, zur Selig- keit verhelfe, und deshalb nannte sie der hl. Basilius ein öffentliches Krankenhaus. Öffentliche Hospitäler sind für arme Kranke errichtet und je ärm- er Jemand ist, desto mehr Recht hat er, darin aufgenom- men zu werden. Auf gleiche Weise muß auch nach dem hl. Basilius Maria die größ- ten Sünder, die zu ihr ihre Zuflucht neh- men, gerade am bereitwilligsten aufnehmen. „Ach!“ ruft der hl. Bernhard aus: „Diese mächtige Königin verschmäht keinen Sün- der, seine Sünden mögen auch noch so ekel- haft sein, wenn nur der Glende zu ihr seine Zuflucht nimmt, so reicht sie ihm bereitwillig die Hand und zieht ihn aus dem Abgrunde der Verzweiflung wieder empor. Der Herr offenbarte eines Tages der hl. Katharina von Siena, Er habe Maria bestimmt, den Menschen gefangen zu nehmen und an sich zu ziehen, besonders den Sünder. Maria selbst hat der hl. Brigitta geoffenbart, es gibt keinen Sünder, sei er auch noch so ver- worfen, und noch so sehr von Gott verlas- sen, der nicht zu Gott zurückkehren und Ver- zeihung erlangen werde, wenn er Maria um ihren Beistand anruft. „Gleichwie der Magnet das Eisen,“ sagte Maria, „so ziehe ich die härtesten Herzen an mich, und zu Gott hin.“ Sie ist, wie der hl. Anselmus so schön bemerkt, die Mutter des Richters und die Mutter des Schuldigen. Sie weiß demnach den Zorn des Richters zu besänf- tigen, und dem Schuldigen Bequädigung zu ersuchen. Sie ist reich für Alle, welche sie anrufen, immerdar hält sie ihre mütterlichen Arme ausgestreckt, um selbst die entartetsten Kinder, wenn sie mit gebesserten Gesinnun- gen zu ihr zurückkehren, liebevoll zu umfan- gen, und mit Wohlthaten aller Art zu über- häufen. Wunder der Befeh- rung, welche sie von Gott erwirkt, Verlorene welche sie aus dem Verderben zurückgeführt, Lame und Leichtsinrige welche sie vom geistigen Todesschlummer erweckt, Betrübte welche sie getröstet, Leidende und Unglückliche,



welche sie gerettet hat, Tausende von Jüngern, die in leiblicher oder geistiger, innerer oder äußerer Bedrängniß und Noth den Schutz Marias ersehnt haben, dürfen es beglaubigen, welche erbarmende Liebe in ihrem jungfräulichen Herzen, welche Macht in ihren Händen, wie kräftig der Beistand, wie wirksam die Fürbitte der Mutter Gottes und der Mutter der Christen ist. „Durch unzählige Beispiele von Großthaten deiner

Barmherzigkeit hast du uns belehrt, o Maria, uns überzeugt, daß wir auf deine mütterliche Liebe vertrauen und in allen unsern Nöthen unter deinen mächtigen Schutz getrost uns flüchten sollen.“ „Heilige Maria“, so fleht der hl. Augustinus, „hilf den Elenden, erhebe die Verzagten, tröste die Trauernden siehe für das christliche Volk, stehe der Geistlichkeit bei, laß alle deine Hilfe verspüren, welche dein heiliges Andenken feiern.“



## „Das arme Herrle.“

### Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

### Fünftes Kapitel.

Michael oder Raphael?

**A**n einem leuchtend klaren Septembormorgen stiegen zwei Sturgäste des Hotels Kulm durch den Lärchenwald hinter der englischen Kapelle langsam zu der hochgelegenen Weidenmatte empor, die den Besuchern des Engadins als die ‚Obere Alpina‘ bekannt ist. Von dort hat man einen herrlichen Ausblick auf das Ober-Zunththal von Ponte bis Silvaplana mit seinen Seen, Nadelholzwäldern und freundlichen Ortschaften, die unter dem Schutze der sie umgebenden Bergwände in behäbiger Ruhe die langgezogene, schmale Ebene besetzen.

„Zimmer wieder neu, inuner wieder großartig und erhebend!“ sagte der ältere der beiden Bergsteiger, ein ziemlich schwer gebauter, doch nicht gerade korpulent Herr, nachdem er stehen geblieben, um die Aussicht einige Augenblicke zu bewundern.

„Ah, Herr Sanitätsrath!“ lachte sein jüngerer Begleiter, der ein bequemes Bergkostüm aus grauem Lodenstoff und einen leichten Filzhut mit kühner Auerhahnsfeder trug.

„Wie so überrascht sie meine Bewunderung dieser herrlichen Gebirgsnatur? Ist es nicht schön?“

„Gewiß, gewiß. Aber es ist das erste Mal, daß ich Sie die Berge so recht genießen sehe, obwohl wir nun schon acht Tage lang unsern Morgen Spaziergang zusammen machen.“

„Unserer Herr Studiosus, ist eben kein Dichter.“ „Können denn nur Dichter an der schönen Welt Freude haben?“

„Das nicht. Aber die Jugend hat mehr Sinn, hat ein offeneres Auge für Sonnenlicht, Farben und prächtige Bilder, oder sie ist wenigstens expansiver, sie weiß ihre Freude mehr hervorzukehren, auszusprechen, selbst—in Gedichten, Herr Hoffmann.“

Die letzten Worte hatte er lächelnd und mit einem Seitenblick auf seinen Gefährten gesprochen.

„War es denn wirklich so schlimm, daß ich Ihnen das armselige Gedicht ‚Alpenglühn‘ vorgelesen?“

„Nein, gar nicht. Das Gedicht war ganz gut, lieber Freund. Außerdem hat es Ihnen die Günst dieses gefühlvollen italienischen Pittore erworben . . . .“

„Sie spotten in Einem fort.“

„Spotten? Ich? Ich constatire nur That-  
sachen.“

„Sagen Sie mir lieber einmal, wie Sie  
eigentlich zu der Bekanntschaft mit dem  
kleinen, bedauerndwerthen Baron kommen,  
das heißt, wenn meine Neugier gestattet  
ist.“

„Das will ich Ihnen erzählen. Lassen  
Sie uns langsam vorangehen, der Weg ist  
hier nicht steil. Vor etwa vierzehn Tagen  
kam die Baronin Fernau, nebenbeibemerkt  
die Cousine des Pittore, mit ihrem unglück-  
lichen Knaben, dem Vetter und einem ande-  
ren jungen Manne hier an. Man setzte sie  
den ersten Mittag zur Table d' hôte an den  
deutschen Tisch, an welchem sie indeß nur  
mit dem Pittore erschien. Die Plätze für das  
Kind und den schmucken Försterssohn blie-  
ben frei. Ich kam mit der Baronin in's  
Gespräch und merkte, daß sie sehr kummer-  
voll oder leidend war . . . den Grund  
erfuhr ich erst am andern Morgen, als ich  
ihr vor dem Hotel begegnete, und sie mit  
ihrem Kinde in einen Wagen steig, um hin-  
unter zum Kurhaus zu fahren. Ich brauchte  
nur einen Blick auf den Knaben zu wer-  
fen, um alles zu verstehen. Mein ärztliches  
und menschliches Interesse war erregt. Im  
Speisesaal erschien sie nicht wieder, aber  
ich nahm mir die Freiheit, ihr nach dem Diner  
einen Besuch abzustatten. Sie empfing mich  
mit einer gewissen Zurückhaltung und  
wollte anfänglich das Gespräch immer von  
ihrem Kinde ablenken. Ich wußte als Arzt  
jedoch ihr Vertrauen zu gewinnen und sie  
ließ mich schließlich sogar zu dem Knaben  
gehen. Ich untersuchte und beobachtete ihn  
genau und kam zu dem Resultat, daß nicht  
alle Hoffnung verloren sei. Das Kind ist  
durchaus kein vollständiger Idiot. Es ist  
Thatfache, daß der Knabe Farben und  
Personen erkennt und unterscheidet. Auch  
äußert er sehr wohl, wenn auch in sehr  
stumpfsinniger Weise, Freude und Schmerz.  
Er spricht sogar einige Worte, freilich sehr  
wenige. Wenn ihm die Mutter—es scheint  
eine etwas bigotte Dame zu sein—ein Kreuz

zeigt, greift er darnach und sagt ‚Jesus‘.  
Auch seinen Freund nennt er beim Namen:  
Bruno. Er ist wie ein physisch zurückge-  
bliebenes Kind, das anfängt Sprechen zu  
lernen. Ein sehr interessanter Fall. Ich  
hoffte, den Knaben längere Zeit beobachten  
zu können und bot der Baronin meine uneig-  
ennützigst., ärztliche Hilfe an. Die Baro-  
nin erklärte, sie müsse leider am nächsten  
Tage wieder heimreisen. Am Abend ihrer  
Ankunft habe sie ein Telegramm erhalten,  
daß ihr Gatte in Baden-Baden vom Pfer-  
de gestürzt und schwer verletzt sei. Gerade  
vor einer Stunde sei eine zweite Depesche  
gekommen, daß sein Zustand gefährlich  
werden könne. Darum müsse sie nun an  
sein Krankenlager eilen und am Morgen  
die Post über den Julier nehmen. Ich  
rieth, sie solle den Knaben hier in der fri-  
schen Hochgebirgsluft lassen. Ich versprach  
mir nämlich von dem lebhaftesten Stoffwech-  
sel einen günstigen Einfluß auf sein Blut  
und damit auf seine ganze Konstitution.  
Die Baronin wußte nicht, wem sie ihr Kind  
anvertrauen sollte. Ihr Vetter und der an-  
dere junge Mann seien zu unerfahren, die  
Jose zu unverläßig. Ich sagte: Ich will  
der Pflegvater des Knaben sein! Nach län-  
gerem Hin- und Herreden entschloß sich die  
Mutter zu meinem Vorschlage, wenn auch  
mit schwerem Herzen.“

„Das läßt sich denken.“

Sie stellte die Bedingung, daß Bruno—  
Sie kennen ihn ja—bei ihrem Kinde bleiben  
müsse und daß ich mich entschlosse, genau  
und regelmäßig Bulkeins an sie zu senden.  
Das war billig. Ich erwartete dieser Tage  
übrigens einen Brief, der mir ihre Rückkehr  
anzeigt. Nun—sie reiste also ab mit der  
Jose, und was folgte, wissen Sie. Ich  
werde der Pflegepapa und Sanitätsrath  
eines jungen Barons.“

„Und Sie haben noch das gleiche Ver-  
trauen? Die gleiche Hoffnung?“

„Noch größere Hoffnung. Der Knabe  
weinte nämlich, als seine Mutter einen  
ganzen Tag nicht erschien. Bruno sagte,  
richtig geweint habe er früher nie, so viel er

wisse. Das zeugt doch ganz gewiß von einem beginnenden Gemüthlebens, um nicht mehr zu sagen."

"Sonderbar. Ich selber fange an, mich für dieses Wesen zu interessieren. Aber daß die Baronin Ihnen das Kind anvertraut hat, wundert mich doch etwas."

"Sie hat selbst bereits Skrupel und ist voll Angst. Ich habe ihren letzten Brief hier in meinem Notizbuche. Kommen Sie, wir wollen uns dort einmal auf den Steinblock setzen."

Die beiden Wanderer tasteten eine Weile und der Arzt zog das Schreiben hervor. Es lautete:

"Sehr geehrter Herr Sanitätsrath!

Gestern hatte ich keinen Brief aus Sankt-Moritz. Meinem Kinde ist doch nichts zugestoßen? Verzeihen Sie die Unruhe einer Mutter. Ich mache mir selbst genug Vorwürfe, daß ich Ihnen eine solche Bürde aufgeladen habe. Mich tröstet nur der Gedanke, daß Sie, wie Sie nun sagten, auf jeden Fall noch einige Wochen im Engadin blieben. O möge Gott der Allmächtige Sie für Ihre Aufopferung reich belohnen! Ich hoffe übrigens, nächste Woche wieder nach der Schweiz abreisen zu können. Mein Mann ist außer Gefahr, wenn auch noch sehr schwach und der Schonung absolut bedürftig. Die von den Aerzten befürchtete Verletzung der Lunge ist Gott sei Dank nicht konstatiert. Der Sturz war sehr unglücklich, aber doch noch nicht so gefährlich, wie es während des Fiebers schien. Der linke Arm liegt natürlich noch in Gyps. Sollte mein Gatte sich entschließen, mich nach Sankt Moritz zu begleiten, was die Aerzte ihm anrathen, so würde ich hier noch länger verweilen, nämlich bis er die Reise wagen darf. Schreiben Sie mir aber auf jeden Fall, wann Sie von Sankt-Moritz fortmüssen. Mein Kind muß eine rechte Last für Sie sein. Lassen Sie nur Bruno immer bei ihm verweilen, ich weiß, daß seine Nähe Joseph wohl thut. Sollte etwas passiren, so telegraphiren Sie doch bitte sofort. Ich thue des Nachts kein Auge zu. Vergeben Sie einer gepriiften Frau, daß sie nicht immer den Muth bewahrt, den Gott von ihr verlangt. Einliegenden Brief bitte ich, freundlichst an Bruno Starck übermitteln zu wollen, desgleichen herzliche Grüße an meinen Verwandten Herrn della Baletta. Wie

ist Josephs Schlaf? Weint er noch? Glauben Sie, daß er an seine Mutter denkt? Haben Sie noch so viel Hoffnung, wie Sie in Ihrem letzten Briefe aussprachen? O, ich hätte noch tausend Fragen. Hat Joseph die Bonbonniere bekommen, die ich neulich abschickte? Ich gab sie als Poststück auf.

Also, verehrter Herr Sanitätsrath, schreiben Sie bald oder lassen Sie Bruno schreiben. Mein nächster Brief wird Ihnen wohl anzeigen, wann ich komme. Bis dahin und immer bittet Gott um seinen Segen für Sie

Ihre aufrichtig dankbare und ganz ergebene

Fru Ancisca von Fernau."

"Warum muß es so viel Leid geben," fragte der junge Mann, als der Arzt den Brief zusammenlegte.

"Das selbe fragte ich gestern Bruno. Der Junge antwortete: Damit wir recht hoch in den Himmel kommen."

"Alberne Antwort. Hätte ich von dem gescheiterten Menschen nicht erwartet."

"Hm."

"Ja, das heißt ja gar nichts."

"Hm."

"Oder . . . ? Was verstehen Sie darunter?"

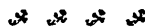
"Mein junger Freund, eines will ich Ihnen sagen: Diese Katholiken haben mit ihrer Weltanschauung eine Antwort auf manche Fragen, die uns ganz räthselhaft erscheinen. Habe mich mit dem Bruno gestern über allerhand Dinge unterhalten. Die haben eine feste, harmonische Auffassung von dem ganzen Universum. Ich beneide einen aufrichtigen, gläubigen Katholiken, kann's nicht helfen. Wäre die Baronin keine Katholikin, ich weiß nicht, wie sie ihr Schicksal tragen würde. Habe da von dem Pittore mancherlei gehört. Sie hat viel, sehr viel durchgemacht. Wir, lieber Freund, sind aufgeklärt, das ist wahr, aber uns geht es auch ziemlich gut in der Welt und außerdem ist unsere Philosophie bald am Ende. Nun—was kümmern's Sie und mich! Wollen wir weitergehen?"

Ja, sie gingen weiter. Der Student dachte über die letzten Worte des Sanitäts-

rathes schweigend nach. Er mochte dem älteren Manne nicht gern widersprechen, aber er wollte ihm auch nicht recht geben. Sein protestantisches Bewußtsein schien ihm zu sagen, daß eine so absurde Religion wie die der Katholiken doch unmöglich höhere Lebensweisheit in sich bergen könne als die moderne Philosophie, deren namhafteste Vertreter er an der Universität gehört oder doch gelesen hatte. Stud. jur. Lothar Hoffmann wußte freilich als Sohn eines mecklenburgischen Predigers sehr wenig von katholischen Dingen. Dennoch urtheilte er über sie, wie es seinem Alter und den Verhältnissen, unter denen er aufgewachsen war, durchaus entsprach. Die katholische Poesie, welche er einigermaßen aus den romantischen Dichtern herausfühlte, zog den jungen Mann eher an, als die Kirchenlehre, die er nur aus Auctoren seiner eigenen Confession kennen gelernt hatte. Lothar war selbst ein angehender Dichter von nicht ungewöhnlicher Begabung. Seine Mutter entstammte einer alten schwedischen Familie, und ihre Verwandten besaßen ein historisch interessantes Gut mit burgähnlichem Wohngebäude auf der Insel Bornholm. Bei seinen häufigen Besuchen im Norden war er mit der skandinavischen Mythologie und Sagenwelt bekannt geworden und hatte Gjasas Tegner zu seinem Lieblingsdichter und die Trithjofs-Sage zu seinem Lieblingsepos gemacht. Als er vor zwei Jahren das Gymnasium verließ, wollte er sich anfangs germanistischen Studien zuwenden, aber man machte ihm klar, daß er kein Philologe sei und noch weniger das Zeug zu ernstigen historischen Spezialforschungen besitze. Von der Theologie rieth ihm der eigene Vater ab, da man heutzutage im Luthertum wie der offene alte Herr sich derb ausdrückte, „weder hiü noch hott

wisse und die Universitätsprofessoren und die Kirchenräthe den evangelischen Karren immer weiter in den Dreck führen.“ Ob Lothar sich getraue, ihn herauszuziehen? Nicht? Dann solle er lieber die Rechte studieren. Offiziere und Juristen seien im neuen Reiche die führenden Kasten. Die Commerzienräthe hätten auch noch ein Wort mitzureden—alles übrige gehöre zu den Pariaß. Lothar sagte weder Nein noch Ja, sondern entfloß so schnell wie möglich den grauen Mauern des „Penals“ um sich in Leipzig und im folgenden Semester in Göttingen bei der juristischen Fakultät immatrikuliren zu lassen. Nachdem ihm das Bummelleben zu langweilig geworden war, ging er nach Berlin, mit einem verdorbenen Magen und sehr elementaren Kenntnissen im Jus. Berlin mit seinen ungläubigen Philosophen, schlechten Theatern und zweifelhaften Cafés brachte Lothar so weit, daß er von den Ärzten als Schwindstuchtskandidat in's Hochgebirge geschickt wurde. Die unangenehme und traurige Ueberraschung kam seinen Eltern sehr plötzlich. Sie gaben erst nach einigem Widerstreben zu, daß ihr einziger Sohn die Studien unterbreche und, ehe es zu spät wäre, einen Winter im Engadin zubrächte. Der Sanitätsrath hatte den allein reisenden jungen Mann kennen gelernt, und da er bald durch Beobachtung und theilnehmende Fragen erfuhr, wie es um Lothar stand, nahm er ihn gutmüthig unter seine väterlichen Fittige. In der leichten, reinen Luft fühlte der Studiosus sich ziemlich wohl und die alte Lebenslust kehrte schnell wieder ein. Doch der Arzt hatte seine guten Gründe, ihn von manchen Plänen und Bergnügungen consequent zurückzuhalten. Schon nach wenigen Tagen waren die Beiden gute Freunde geworden.

(Fortsetzung folgt.)



Jesus lieben und Maria dienen, das ist Vorgeschnack der Himmels-Seligkeit auf Erden.

Wenn du „Guten Morgen“ sagst zum Teufel, wird er dir seinen Arm bieten zu einem Spaziergang.

## Voltaire und die Encyclopädisten.



er sich des großartigen Reformations-Werkes innerhalb der Kirche und durch die Kirche im Gegensatz zum Diasco der sogenannten Reformatoren auf socialem, politischen und religiösen Gebiete, der Wieder-Erwachung des religiösen Lebens, der katholischen Wissenschaft und Kunst und der Bedeutung der feierlichen Proklamation der Gottesrechte zu Ende des 19. Jahrhunderts so recht voll und klar bewußt werden will, der kann an einer Erscheinung nicht vorübergehen, in welcher die anti-christliche Weltströmung ihren Gipfelpunkt und ihre Incarnation gefunden hat: Voltaire.

Dem Gelehrten können wir mit der Skizze dieses fleischgewordenen Anti-Christ nichts Neues bieten. Im Volke aber leben die philosophischen (?) und blasphemischen Aussprüche dieses menschengewordenen Teufels heute noch als Schlagworte fort, welche im Strome der öffentlichen Meinung, der nachebbenden Tagesliteratur und Aster-Wissenschaft courtoisiren, wie die unheilvollen Trümmer eines untergegangenen Bootes auf und unter'm Spiegel des Meeres treiben, als Schrecken der Seefahrer und des oceanischen Welt-Verkehrs.

Der Abfall von der Kirche führte consequenter Weise zum Unglauben, dieser zur Immoralität und schrankenlosen Genußsucht. Tyrannei und Brutalität der Machthaber und herrschenden Klassen stiegen aus diesem Sumpfe der sündlichen Entartung auf. Der Rückschlag kam in Form der Revolution, in deren Orgieen die Massen und die Hefe des Volkes sich verauschten und die letzten Regungen des Volksgewissens erstickten.

Zwar hat man inzwischen die graufige Wahrheit des Dichterwortes erkannt: Der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn. Daß es aber noch in unseren Tagen geschehen kann, und

hier in diesem freien Lande, daß man den Coryphäen der Gottlosigkeit und Lüderlichkeit Ruhmeskränze windet und die Blutsfeste des Bastillen-Sturmes und der Commune als ‚glorreiche‘ Errungenschaften und Großthaten der geistigen Emancipation feiert, das beweist doch, daß die Brandung sich noch nicht gelegt hat, welche der Jahrhundertwende währende Kampf aufwirbelte.

Ja, seinen Götzen dient der verblendete Mensch immer treuer und opferwilliger, als seinem Gotte, dessen Vater-Führung er sich entzogen hat. Dem goldenen Kalb opfert man Hab und Gut, während man Gott und die Kirche beraubt; dem Dienste der schamlosen Astarte übergibt man Leib und Seele, wenn mit dem Glauben auch die Tugend zu Grabe gegangen ist, und der Sklaven-Ketten rühmt man sich, wenn der erblindete Geist nicht mehr den Strahl der Freiheit wieder spiegeln kann. Wo Christus von seinem Altare gestoßen wird, stellt man die Dämonen des Tages auf, um ihnen zu wehrträuchern. Sie wechseln je nach dem Laster der Gesellschaft. Bald ist es der allmächtige Staat, bald die unzüchtige Venus, bald die Häresie, bald die Göttin der Vernunft, welche man auf das Podium erhebt. Das scheußlichste Bild, welches die Menschheit je vergötterte, ist der Ausbund aller dämonischen Eigenschaften; das nackte Bild der Häßlichkeit mit der Stirne der Lüge, mit dem saunischen Spotte des Satyrs, mit der Wollust des Bacchanten, der Weisheit des Epicuräers, der Philosophie der Frivolität, dem Vockßfuße der Gemeinheit, dem Hass des Anti-Christ! Es ist Voltaire, und die Geschichte der Welt weiß kein schmachvolleres und demüthigenderes Schauspiel auf, als die Komödie seiner Apotheose. Die schauerliche Beleuchtung dazu lieferte die Brandfackel der Revolution, die zuletzt in Strömen von Blut erlosch. Betrachten wir einmal etwas näher diesen Fürsten der sogenannten modernen Wissenschaft, diese

Fackel der gottlosen Philosophie, diesen Vater der Aufklärung, diese Leuchte der Frivolität, diese Sonne am Himmel der satanischen Welt.

Franz Maria Arout, nachher Herr von *Boitairé* genannt, wurde 20. Februar 1694 zu Chalenay bei Paris geboren, so schwächlich, daß er außer einer Nothtaufe die wirkliche erst im November bekommen konnte. Sein Vater war bei der Schatzkammer angestellt, seine Mutter war vom Adel Poitou's. Schon 11jährig erwarb Voltaire einem alten Offizier durch ein gutes Gelegenheitsgedicht eine Pension von dem Dauphin und sich einige Celebrität. Die berühmte Aspasia Frankreich's, Ninon de l'Enclos, der Mutter Freundin, erfreute sich seiner Deklamationen und vermachte ihm sterbend ein Legat zu Büchern. Dafür vertheidigte er sie später gegen Spötter und Tadler, deren sie eben so viele als Lobredner fand. Daß er bloß ein savant, ein *homme de lettres* werden wolle, leuchtete seinem Vater nicht ein. Das heiße ein Mensch, meinte dieser, der dem Staat unnütz, den Eltern zur Last und alle Tage in Gefahr sei, Hungers zu sterben. Er mußte zur Rechtswissenschaft greifen, aber seine Handbücher waren Racine und Corneille, Virgil und Homer! Dieser Richtung hingegen führte ihn sein Lehrer Abbe Chateauneuf zeitig in jene Gesellschaften der vornehmen beaux esprits und Mäcenaten der Gelehrten, eines Herzogs von Vendome, Sully (Bethüne), Conti u. A. ein, wo ein Chaulieu, Courtin, Servien über alles Heilige spotteten. Man weiß, wie so frivolfreigeistlicher Ton im Munde der Vornehmen oder Gelehrten auf jugendliche Herzen wirkt! Er war Recrut der Herren, ehe er's wußte. Dabei fand seine Eitelkeit an dem Beifall immer reichere Nahrung, den seine kleinen Gedichte erhielten. Vergeblich wollte ihm sein mit diesem Leben ohne Beruf und Haltung unzufriedener Vater eine Parlamentsrathsstelle kaufen, aber der Sohn erklärte, kein gekauftes Ansehen zu verlangen, er gedente, es sich schon selbst

und ohne daß es etwas koste, zu erwerben. Schon im 18. Jahre trat er mit seinem *Oedipus*, Trauerspiel mit Chören, hervor. Aber der griechische Geschmack sprach die verzärtelten Franzosen nicht an; überdem kam auch keine Liebesintrigue darin vor. Auch eine Bewerbung um den Dichterpreis bei der Akademie schlug fehl. Dafür machte Voltaire ein Pasquill auf die Preisvertheiler, La Motte Houdart, Dacier, und weist ihnen darin einen Platz in der Mißpflüge an, wovon das Gedicht *le Bourbier* beitelte war. Sein Vater drohte ihn nun aus dem Hause zu jagen, aber Markis von Chateauneuf nahm ihn als Page mit nach Holland, wo er sich in ein Fräulein du Moyer verliebte und nach Paris zurückgeschickt wurde. Nun wollte ihn sein Vater arretieren und nach Westindien transportieren lassen. Der andere Sohn hatte die jansenistische Richtung genommen, so daß der alte Arout sagte: ich habe zwei Narren zu Söhnen, der eine ist's in Prosa, der andere in Versen. Voltaire hielt sich eine Zeitlang verborgen, dann erfolgte Ausöhnung, als der Sohn dem Vater versprach, sich einem bestimmten Stande zu widmen. Doch das Advociren bei einem Procurator Caumartin mißfiel ihm höchlich. Wohl aber entzündeten in ihm des Alten Erzählungen von Heinrich IV., Sully und Ludwigs XIV. Hofe manchen literarischen Plan und manchen poetischen Funken.

Bald nach Ludwigs Tode erschien ein arges Spottlied auf ihn; man hielt Voltaire für den Dichter und schickte ihn in die Bastille bis der wirkliche Verasser sich angab. (1716) Die Bastille wurde sein Parnaß. Dort entwarf er den Plan zu seinem großen Epos: die Lique oder die Henriade. Aber gegen die Regenschast und die Geldauspreißungscommission dichtete er eine wüthende *Marzeillaise*; sie ging von Hand zu Hand und wurde fast verschlungen. Endlich erhielt er eine Pension vom Regenten und ging mit dem Herzoge von Bethune auf dessen Schloß Sully. Da stattete er seinen *Oedipus* mit einer Liebshast aus und

verschaffte ihm nun den größten Beifall. Fontenelle meinte zwar, das Stück habe zu viel Feuer, aber der junge Dichter tröstete ihn damit, daß er, um es hinzuführen zu mäßigen, Fontenelle's pastorales lesen wolle!

Die Philippiques gegen den Regenten zogen ihm Verweisung aus Paris zu; er ging nach Sully, dann zu Marschall Villars und endlich mit Frau von Rupelmonde nach Brüssel, wo er den wegen unnatürlicher Laster verwiesenen J. B a p t i s t R o u s s e a u, den Dichter der schmutzigsten Joten wie der frömmsten Oden traf. Dieser theilte ihm sein Gedicht an die Nachwelt mit. Als ihm Voltaire bemerkte, daß die Ode schwerlich an ihre Adresse gelangen würde, wurde Rousseau sein bitterer Feind. Heimgekehrt las Voltaire dem Präsidenten Henault die Henriade vor, wurde aber über dessen und seiner Freunde vielen Tadel so wüthend, daß er sein Werk ins Feuer werfen wollte. Henault entriß es ihm aber und sagte: „das Gedicht gleicht seinem Helden; trotz seiner Fehler war er ein großer König und der beste Mensch.“ Es wurde ohne sein Wissen gedruckt, und nur der Beifall, den es fand, söhnte Voltaire mit Desfontaines aus, den er sogar später noch aus dem Gefängnisse befreite.—

Zunmer mehr entwickelte sich in Voltaire ein stolzes Selbstgefühl und eine bald unbegrenzte Eitelkeit. Als der Prinz und Abbe Rohan an Sully's Tafel nach dem so laut redenden jungen Manne fragte, rief der Dichter: „Es ist ein Mann, der keine langen Namen hinter sich schleppt, aber den, den er führt, in Ehren zu halten weiß.“ Dafür bekam er nach einigen Tagen von Rohans Bedienten eine Tracht Prügel. Nun lernte er fechten und forderte Rohan in dessen Theaterloge heraus. Dies oder eine beißende Satyre auf Frau von Sully zog ihm eine zweite Haft in der Bastille zu. Hier lernte er nun englisch, um sich künftig jenseits des Canals weiteren Anfeindungen zu entziehen.

Doch war er eigentlich nur in den eigenen Ansichten bestärkt worden. Bald ging er

weiter. In der famosen Epistel an Urania (Fr v. Rupelmonde) kündigte er allem positiven Christenthume den Krieg an; er glaubte an einen Gott, aber nicht an den des Christenthums; Sündenfall, Erbünde, Genugthuung, Ewigkeit der Höllenstrafen sei Unsinn. Christ sei er nicht, weil er auf keine Weise Gott besser, verehren könne. Mit diesen Schriften und Geständnissen, welche zum Theil amtlich durch Henkers Hand verbrannt wurden, trat Voltaire seines Theils als „Reformator“ der politischen und religiösen Ueberzeugungen seiner Nation auf, deren Abgott er bereits durch seine Gedichte geworden war. Im Drama erreichte er durch seine Zaire, Azire und seinen Brutus, Merope, Sankred, Mohammed immer höhern Ruhm.

Aber nicht zufrieden damit wollte er sich auch den Franzosen als Geschichtschreiber zeigen. Ihre bisherigen Historiker erschienen ihm wie mehr oder weniger gründliche Bedanten, die unmöglich aus trockenen Chroniken, Pergamenten, Stammbäumen, Münzen, Meden ein lebendiges Bild früherer Zustände herauspressen könnten. Alles ist in seiner Weltweisheit skeptisch, wigelnd; gegen das Christenthum und dessen ernstehwürdige Vertheidiger wie Pascal u. A. Zuletzt vereinigte er alles und selbst die dahin zielenden Artikel für die Encyclopädie in seinem sogenannten Dictionnaire philosophique. Zu einem streng durchgearbeiteten System hatte er weder Tiefe noch Zeit, aber für das, was er nun einmal Philosophie nannte, in einzelnen Aufsätzen oder Artikeln seinen Franzosen mundrecht zugerichtet, gewann er Tausende von Lesern mehr, als er für ein schulgerechtes Systemwerk bei seinem zerstreuten Volk gefunden haben würde.

Von jetzt ab wollen wir ihn nicht weiter auf seiner „Ruhmesbahn“ begleiten. Sein ganzes langes Leben machte ihn zu dem, was er geworden ist. Sein Frankhafter Ehrgeiz reißte zur wahnwitzigen Selbstvergötterung; ein lebenslänglicher Schmeichler und Kriecher vor den Großen und Mäch-

tigen, blieb er ein höhnischer Ausfänger und Spötter des Volkes. Als Dieb, Fälscher und Spekulant arbeitete er sich zum Millionär auf; jede Freundschaft lohnte er mit Treulosigkeit und Verrath; jedem Gesetze und jeder Sittlichkeit sprach er Hohn. Wer möchte die Sünde oder das Laster nennen, deren er sich nicht cynisch rühmen konnte? Mit teuflischem Eifer vergiftete er die öffentliche Moral und entchristlichte er die Gesellschaft. Am Hofe des Großen Friedrich bildete er sich zum öffentlichen Christmoque aus und aus dem Munde des Weisen von Sansfouci erhielt er auch den Titel, der er allein bis jetzt die Ehre hat zu tragen: L'Anti-Christ. Auch soll ja aus dem Tabaks-Collegium des gottlosen Preußen-Königs die Devise stammen: "Ecrasons l'infame." Dies Schlagwort galt dem Kampfe gegen Christus sowohl wie gegen seine Kirche. Und dieser Kampf war und blieb das einzige Princip im Leben des sonst so principienlosen Unglücklichen. Diese Parole wurde auch die Richtschnur des Ringes der Gleichgesinnten, die sich wie ein Kreis von blendenden Nachtgestirnen um das Centrum der Gottlosigkeit gruppirt. Sie vereinigten sich zur Herausgabe eines epochemachenden Werkes, das für die Mit- und Nachwelt von unheilvollstem Einfluß wurde und für die Aera der Revolution bestimmend wurde: der Encyclopädie!

Es ist dies ein Compendium jeder Wissenschaft, die gottentfremdet, nur auf Ausrottung des Christenthums abzielt. Es ist das Evangelium des Gotteshasses, der sich in dem Voltair'schen Spruche erschöpfte Berazez L' infame !

Alle Koryphäen der modernen gottlosen Wissenschaft buhlten um die Ehre, Mitarbeiter an der Encyclopädie zu sein. Wir nennen hier: D. Diderot, Jean-le-Rond (D'Alembert), Rousseau, Dumarçais, Grimm, Baron v. Holbach, Turgot, Jaucourt. Was diesen Kranz von Gelehrten und Philosophen verband und was wie ein rother Faden sich durch alle Artikel schlang, das war der Spott gegen das Heilige, der revolutio-

näre Geist gegen die bestehende Ordnung, der Haß gegen Christus. Die Schutzpatronin dieser sauberen Philosophen-Schule war die berühmte Pompadour; außer anderen „erlauchten“ Geistern zählten zu ihren Sönnern die schamlose Venus des Nordens, Katharina II. von Rußland, der Weise von Sansfouci, die Führer des Janenismus, die Lehrer des englischen Deismus und eine ränkefüchtige Hofamarilla in Versailles. Nur Voltaire schmolte. Er wollte der Einzige sein. Von seinem Freisitz in der Schweiz aus beschuldigte er die Encyclopädisten in Paris der literarischen Freigebigkeit, er, der die Autorschaft seiner eigensten Werke standhaft leugnete, um nicht die Gunst der Großen zu verlieren, während er Altar und Thron unterwühlte. Nie zuvor war ein gemeinerer Charakter mit glänzenderen Geistesgaben ausgestattet. Zuletzt paßten auf ihn selbst die Worte, welche König Gustav III. beim Anblick der nahezu nackten häßlichen Statue, die Voltaire zu seinen Lebzeiten errichtet worden war, äußerte: „Wenn ich zu der Subscription beiträge, so geschähe es bloß, um diesem Scrippie ein Hemd zu kaufen.“

Und dieser alte eitle Geck, der sein ganzes Wissen und Können nur mißbraucht hatte, um Alles, was schön und rein und wahr ist, zu besudeln, zu prostituiren und zu schmähen, er wurde der Heros seines Jahrhundertes, der Abgott seiner Welt. „Den Sodoma gesteinigt hätte,“ sagt der berühmte de Mailstre, „den hat Paris gekrönt!“

Es war am 30. März 1778. Voltaire bestieg seinen Empyreumswagen und fuhr in die Akademie, wo ihm der Direktorsitz angewiesen wurde und d'Alembert das Lob Despreaux', oder vielmehr Voltaire's, las. Dann ging's in die Comedie-Française. Der weite Hof des Louvre war mit Menschen angefüllt; kein Weichenstein, kein Schlagbaum, kein Fenster, die nicht mit Neugierigen besetzt gewesen; sobald der Wagen sich zeigte, ging der einstimmige Schrei durch die Menge: „Da ist er! Es



lebe Voltaire!“ Der ganze Weg bis zum Theater war ebenfalls mit Menschen bedeckt, man krieg auf die Kutsche hinauf, griff in die Näher, sprang auf das Trittbrett, nur um den Loggott näher sehen zu dürfen. Willette und der Procurator Clos empfingen den Triumphator an den Pforten des Theaters und führten ihn feierlich in seine Loge. Die ganze vornehme Gesellschaft zitterte vor Enthusiasmus, die Damen besonders drängten sich vorauf, suchten einen Blick Voltaire's zu erlangen oder wenigstens den Saum seiner Kleider zu streifen, wenn sie nicht gar so weit gingen, wie Einzelne, die ein Haar aus seinem Pelz zu erwischen mußten und als eine Reliquie heilig hielten.

Weim Verlassen des Saales huben die tollsten Ehrenbezeugungen wieder von Neuem an. Voltaire wurde mehr getragen, als daß er ging. „Fackeln, Fackeln!“ schrie es von allen Seiten, und als er endlich bei der Kutsche angekommen und Platz genommen, warf man sich über Wagen und Pferde und küßte diese—weil nicht Alle zum eigentlichen Handkuffe zugelassen werden konnten. Einige rebelen davon, die Rosse auszuspannen, um selbst den Wagen des Apollo zu ziehen, was jedoch unterblieb, da der Kutscher die Pferde antrieb und voranzuhr. „Es lebe Voltaire!“ so scholl es von allen Seiten. „Es lebe der Dichter der Henriade! Es lebe Mahomet! Es lebe die Pucelle! Es lebe Voltaire!“

Und das Irribild dieses verthierren „Geistesfürsten“ erlebt seitdem auf allen Allären der Revolution und des Umsturzes. Die „vornehmen Ungläubigen“ hatten sich im bangen Vorgefühle der Guillotine seit den Schreckenstagen der Bastille wohl etwas im Hintergrunde, aber in der Hefe des Volkfes treibt dieser Sauerteig des Unglaubens, dessen Mutter die Anzucht ist, immer noch seine bläuliche Gährung.

Zeitlebens hatte sich Voltaire gerühmt, daß er den Tod verlachen würde, wenn es zum Sterben mit ihm kommen sollte.

So mochte sich wohl der brüsten, der es

gewagt hatte, in seiner Heimath Alles zu verleunden und zu begeistern, was verehrungswürdig war, das glorreichste Blatt der Geschichte Frankreichs mit dem Anflath seiner schmutzigen Seele zu beflecken, öffentlich den Haß gegen Christus und die Kirche zu proklamieren und der sich zuletzt in Sakrilegien und gottesräuberischen Communionen erging und so die Sündenschuld des Judas in wahnsinnigem Frevel hundertfach auf sein elendes Haupt häufte.

Durfte dieser Christus-Lästerer mit lächelndem Munde in's Grab steigen?—?

Es kam der 30. Mai. Es war gerade zwei Monate nach der feierlichen Krönung Voltaire's im Theater. Abbe Gaultier hörte von der Verschlimmerung, und obwohl so oft und so beharrlich abgewiesen, bat er in diesem gefährlichen Augenblick durch einen Brief an Voltaire um Zulatz zum Sterbebett. Der Sterbende war nicht mehr mehr im Stande, das Schreiben zu lesen; aber das gerade wünschten die Frei-Maurer-Brüder. Sofort eilt der Abbe Mignot Abends 6 Uhr zum Abbe Gaultier und bittet ihn im Auftrag des Kranken, schleunigst zu kommen. Der Kranke hatte keinen Auftrag gegeben—er hatte nicht einmal von dem Willet Gaultiers Kenntniß nehmen können; aber es galt, der Welt weis zu machen, Voltaire habe „seine Pflichten“ erfüllen wollen. „Zhr Brief,“ jagte Mignot zu Gaultier, „hat auf meinen Onkel einen tiefen Eindruck gemacht, er will beichten, aber nur bei Ihnen.“ Gaultier erklärt sich sofort bereit, zu gehen, nimmt eine zum Voraus mit der kirchlichen Behörde verabredete detaillirte Retractionsformel und zeigt sie Mignot. „Gewiß,“ antwortet dieser, „die Formel ist gut, mein Onkel wird sie unterschreiben, ich stehe dafür.“ Darauf verlangte Gaultier, man solle auch den Pfarrer von St. Sulpice als Zeugen rufen, und machte sich auf den Weg zum Hotel Willette. Hier las Gaultier auch dem Marquis die Formel vor, und auch er meinte, dagegen sei nichts einzuwenden. Schufte beide, da sie wohl wußten, Voltaire könne absolut nichts mehr unterschreiben,

und wäre es ein Schein auf's ewige Leben gewesen. Alles geschah bloß, um zu zeigen, wie Umgebung und Kranker bis zum letzten Augenblick bereit gewesen wären, jeden Wunsch der Kirche zu erfüllen, und daß einzig die leidige Unmöglichkeit, d. h. die Geistesabwesenheit des Sterbenden dieß verhindert habe. Freilich hatte man lange genug gewartet, um ganz sicher zu sein, daß diese Unmöglichkeit auch wirklich eintrat.

Kaum war auch der Pfarrer von St. Sulpice angelangt, so führte man die beiden Priester in das Sterbezimmer. Zuerst redete der Pfarrer, wurde aber vom Kranken nicht erkannt. Nun redete Gaultier, und da er einen leisen Druck der Hand Voltaire's fühlte, schöpfte er Hoffnung, wurde jedoch rasch durch die seltsamsten Worte enttäuscht: „Herr Abbe Gaultier, ich bitte Sie, meine Empfehlungen dem Herrn Abbe Gaultier zu machen.“ Das Delirium war offenbar. Die Priester sahen, daß vorderhand nichts zu machen war, und entfernten sich mit der Bitte, man möge sie rufen, sobald die Vernunft zurückkehre. Nach einiger Zeit kam der Kranke für Augenblicke wieder zum Bewußtsein. „Ich bin verlassen von Gott und den Menschen!“ rief er dann mit bitterer Verzweiflung, oder, sich an die Anstehenden wendend: „Weg, weg von mir! Ihr seid schuld daran, daß ich in diesem Zustand bin! Fort! Ich konnte euch Alle entbehren, aber ihr hattet mich nöthig. O die schöne Ehre, die ihr mir eingebracht!“ Andere Male wälzte er sich in Angst und Schmerz auf seinem Bette herum, bald jammernd, bald lästernd den Namen Gottes im Munde. Mit Schauern vernahmen die Freunde, wie er mit halberstickter Stimme rief: „Jesus Christus! Jesus Christus!“ Als Richelieu den heiligsten Namen von dieser Zunge mit Verzweiflung und Wuth aussprechen hörte, verließ er das Zimmer und sagte: „Wahrlich, das ist zu stark—das hält niemand aus.“

Das furchtbare Schauspiel dauerte fort. Der Sterbende krümmte sich wie ein gekre-

ner Wurm und zerfleischte sich mit seinen eigenen Nägeln. Er jammerte nach dem Abbe Gaultier, aber die Freunde blieben unerweicht. Nur nahe der letzte Augenblick. Ein neuer Anfall der Verzweiflung kündigte ihn an: „Ich fühle eine Hand, die mich ergreift und zum Richterstuhle Gottes zerrt!“ Dann schaute er stieren Blickes gegen den Bettgang: „Der Teufel ist da—er will mich packen—ich sehe ihn—ich sehe die Hölle—o verbergt sie mir!“ Endlich, im Uebermaß der Verzweiflung und eines sieberhaften Durstes, griff er zum „Gejchirr“, setzte es an die Lippen und leerte es aus. Dann sank er unter einem letzten entsetzlichen Schrei zurück—Blut und Schmutz brachen aus Mund und Nase hervor—Voltaire war gestorben.

„Könnte der Teufel sterben, so würde er nicht anders enden,“ sagten später einige bekehrte Augenzeugen.

„Ja, Voltaire ist endlich gestorben. Der Triumph hat ein Ende, die große Stunde der Gerechtigkeit hat geschlagen. Voltaire läßt auf Erden in einem schmutzigen Morast eine alte, häßliche Leiche zurück, welche die abgestumpfte Menge binnen Kurzem in's Pantheon schleppen wird. Die Seele ist vor Gott erschienen.—O Gerechtigkeit! O Schrecken! O Erbarmen! Diese Seele erschien vor Gott, vor Jesus Christus, dem Ewigen, umgeben von seinen ewig glorreichen Heiligen. Jesus hat Voltaire angesehen.—Voltaire hat Jesum gesehen, und der Unselige hat dieses Bild mit sich genommen in die Nacht seiner Verdammniß.“

Voltaire schrieb 1758 an d'Alembert: „In zwanzig Jahren wird der liebe Herrgott Feierabend haben.“ Und zwanzig Jahre später, 30. Mai 1778, Abends elf Uhr, ist Voltaire—gestorben.

Er schreibt der hochgelehrte P. W. Kreiten, S. J., in seinem, auf Quellen-Studien beruhenden berühmten Werke: „Voltaire.“

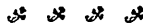
Man sagte uns, daß der Herr Verfasser auf den Knien liegend das Leben dieses Menschen schrie, um dem göttlichen Herzen Sühne zu leisten für die greulich

Dämonie, die in diesem Charakterbilde das Entsetzen der gläubigen Welt geworden ist. Und wahrlich, jedem Leser beklemmt es das Herz, in solchen Pfuhl der Verworfenheit zu blicken und sich von der Atmosphäre dieser „Wissenschaft“ angeweht zu fühlen. Das ist eine Wanderung in der Hölle, aus der man, sich befreiend, erwacht. Solche Wanderung gibt auch Borgeschmack! Wahrlich, denn doch lieber Tausende von Jahren im Fegfeuer, als in der Welt solcher Geistesriesen! Denn heißt jenes auch *W o r h ö l l e*, weil die Lohe der Verdammniß daraus schreckt, so sollte es doch *W o r h i m m e l* heißen, weil der Geist der göttlichen Liebe darin lebt und der OSTERHIMMEL der Auferstehung darüber blüht.

Trotz der phantastischen Apothecie, welche die Revolution ihrem todtten Götzen bereite- te, ist sein Bild doch so verblaßt, daß es heute schon aller Kunst der Restauration spottet. Und der Fuselgeist der Lüge ist mit dem Es- pril der gottlosen Aufklärung verduftet! Nur ein Paltinsest Voltair'scher Philosophie und religiöser Frivolität entdeckt ein kritisches

Auge heute noch zwischen den Zeilen der Constitution unserer Ver. Staaten. Sie ist die „glorreichste“ Errungenschaft des phi- losophischen Jahrhundert's! Sie brauchte den Christengott und seine Kirche nicht zu befehlen; sie ignorirte sie einfach und so leuchtet jetzt diese Sonne Voltair'scher Frei- heit zum Ergötzen Aller, so lange sie kann! Der alte Benjamin Franklin, einer der Väter unserer Republik, war jedenfalls der Situation gewachsen.

Er holte und erhielt die Sanktion der Frei- heit, „dieses Himmelslichtes der Philoso- phie“, von Voltaire persönlich. Er wollte als Gesandter der jungen nordamerika- nischen Republik in Paris. Da kam auch er, um Voltaire zu huldigen. Für seinen Entel erbat er den Segen des Patriarchen. Voltaire legte die Hand auf das Haupt des vor ihm knieenden Knaben und sprach mit feierlicher Würde „Gott, Freiheit und Toleranz“ über ihn aus. Dann umarmten sich die beiden Alten und weinten Thränen der Rührung! Es war der Bruderschafts- fuß der Maurerei in der Alten und der Neuen Welt.



### Leget nie das Skapulier ab.

Eine brave katholische Lehrersfrau, Mut- ter einer blühenden Kinderschaar welche Schreiber dieses persönlich kennen und hochachten gelernt hatte, war an einem schwülen Sommertage mit Waschen beschäf- tigt. Von der schweren Arbeit ganz in Schweiß gebadet, legte sie ihr Skapulier ab und hing es auf einen in der Nähe befind- lichen Stuhl. Da hörte sie plötzlich klägliche Hülfserufe und lautes Wehklagen ihrer Kin- der. Sie hatten an einem Bache gespielt, der in der Nähe der Wohnung das Städt- chen durchfloß und der in Folge heftiger Gewitterregen in der vorhergegangenen Nacht zu einem reißenden Strome ange- wachsen war. Von einer entsetzlichen Angst erfaßt, stürzte die Aermste hinaus. Da sah sie ihr kleinste Kind schon in dem wilden Strudel treiben; ein Schwesterchen, das

dem Baby zur Rettung eilen wollte, war todesmuthig in die Wellen gesprungen, ein anderes der Geschwister ebenfalls und nun rangen sie alle drei mit dem Tode. Ver- zweiflungsvoll wagte auch die Mutter das Leben.—Alle fanden ihr Grab in den brau- senden Wogen und eine wehklagende Menge stand am Ufer, ohne Hülfe leisten zu können; denn der ganze entsetzliche Vor- gang hatte sich mit der Schnelligkeit eines Gedankens vollzogen.—Auf dem Stuhl aber hing das Skapulier, ein rührendes Zeugniß der Tugend und der Frömmigkeit der ärmsten Mutter, die sich dieses Schutz- mantels der lieben Mutter Gottes verhäng- nißvoller Weise in demselben Augenblicke begeben hatte, da sie dessen am meisten be- darf. Vielen Lesern der „Rundschau“ brau- chen wir Ort und Namen nicht zu nennen; denn der erzählte Vorgang ging vor weni- gen Jahren durch die ganze deutsche Presse Amerika's.

## Die Corruption des Lebens.

Von Rev. Dr. G. S. Braun.



Der Maler Führich bringt zwei allegorische Figuren: Die Hügellosigkeit des Geistes in der Revolution, und im Vordergrund, die Hügellosigkeit des Fleisches in der sittlichen Versunkenheit, die Emancipation des Fleisches.“

1. Wir erblicken im Hintergrunde den Revolutionär, einen jugendlichen Reiter auf wild schraubendem Rosse mit gelösten Zügeln, in seiner Hand einen Stab, auf welchem die Jakobiner-Mütze hängt. „Freiheit“ und „Gleichheit“ ist sein Motto—die Freiheit des Bösen und die Gleichheit der Zerstörung.

„Nichts Heiliges gibt's mehr, es lösen  
Sich alle Bande frommer Scheu;  
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,  
Und alle Laster wallen frei.“

Was ist die Revolution? Im Sinne des Syllabus vom 6. Dezember 1864 ist Revolution (Umwälzung) der bewusste gewollte und grundsätzliche Abfall des öffentlichen Lebens von Gott und der von Gott gesetzten Autorität, die Verneinung und Bekämpfung der göttlichen und kirchlichen Lehre und Gebote in Wissenschaft und Kunst, im politischen und bürgerlichen Leben, besonders auch in Erwerbswerken. Der offene erklärte und planmäßig geführte Krieg wider alles Hohe und Heilige im Himmel wie auf Erden, voran der Krieg wider Rom und alles Katholische—das ist der tiefste Grundzug unseres durch und durch erdhast gewordenen revolutionären Zeitalters. Die Revolution ist mehr als eine historische Thatsache, sie ist das dem christlichen Lebensprincip der Völker entgegengesetzte widerchristliche Lebensprincip, die Seuchcholera unserer Zeit, das Abzehrungsfiieber des Rechtes und der Freiheit, der Wohlfahrt der Regierenden und der Regierten, der Mordthau alles Wahren, Guten und

Schönen, so recht das tiefste Wehe der Christenheit.

Der katholische Staatstheoretiker de Bonald sagte vor Jahren: „Europa befindet sich für jeden aufmerksamen Beobachter in einem widernatürlichen Zustande (etat contre nature) in dem es unmöglich bleiben kann, es wird aus demselben heraus kommen, und, wenn es nöthig ist, auf dem Wege des Unglücks.“

Was von Europa gesagt, gilt auch von Amerika.

Woher stammt nun jenes convulsivische Zittern, das am Ende des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus durch den Gesellschaftskörper ging und in jenem Lande den Ausbruch der großen Revolution zur Folge hatte?

Hören wir den großen Geschichtsforscher Böhmer, einen unbefangenen Protestanten: „Alles, was bei uns im Innern gährt und sich in revolutionären Ausbrüchen bald entladen wird, unsere politische Machtlosigkeit und Versunkenheit, fast alle unsere Streitigkeiten in den letztvergangenen Jahrhunderten wie heute, haben ihren eigentlichen Grund in der Kirchentrennung (Reformation), die uns auseinander riß und die man nicht überbrücken kann. Nur ein neuer Bonifacius, der uns die kirchliche Einheit wieder brächte, könnte helfen; der kirchlichen Einheit würde bald die politische folgen.“

Im letzten Jahrhunderte, das nun bald zur Neige geht, wurde neben der Uneinigkeit in der kirchlichen und politischen Welt die sociale und volkswirtschaftliche tief erschüttert, so daß jetzt der heutige Gesellschaftskörper durch und durch krank ist. Krämpfe und Zuckungen zeigen auf eine bedenkliche Krisis hin. Noch immer lobt man in vollständiger Verkennung der wahren Sachlage in übertriebener Weise den Fortschritt der Zeit durch Maschine („die verkörperte

Revolution“) und Arbeitstheilung durch Religionsfreiheit und den sog. demokratischen Zug, der in der Menschheit ruhe. Schon hat sich der Socialismus des Jeldes bemächtigt und auf dem Markte des Lebens Ideen verbreitet, die Böses ahnen lassen. Zwar ist Hilfe noch möglich; denn Gott hat die Völker „heilbar“ erschaffen, aber schleunige Hilfe thut noth. Wir gehören nicht zu jenen Pessimisten, die auf die Frage: Ist die Gefahr einer socialen Revolution abwendbar oder nicht? mit einem kurzen: Nein! antworten, die da der Ansicht sind, daß die Krankheit im Gesellschaftskörper zu weit vorgeschritten sei, als daß eine Heilung ohne Anwendung einer Radicalcur denkbar sei, die da sagen, die ganze Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände drängt auf eine Revolution hin, und die Revolution wird kommen; das Rad der Zeit vermag niemand aufzuhalten, und wer sich unterhängt, in seine Speichen einzugreifen, der wird zermalmt werden. Wir gehören aber auch nicht zu jenen Vertrauensseligen, die nicht auf den Gang der Geschichte achten, die da glauben, die Gefahr einer socialen Umwälzung sei gar nicht vorhanden, sie werde nur künstlich von einer gewissen Partei erzeugt, um durch Verbreitung von Furcht und Schrecken eine größere Bereitwilligung zur Gewährung ihrer Forderungen zu erzielen.

Verhehlen wir es uns nicht, die himmelstreichenden Zustände der heutigen Tage zeigen deutlich auf eine sociale Revolution; auf einen Vernichtungskampf zwischen den Besitzlosen und den Besitzenden hin. Nur ein einziges Mittel gibt es, diesen Kampf zu verhindern, und dieses Mittel ist und bleibt:

Die Rückkehr zum Christenthum!

Soll die den civilisirten Völkern Europa's und Amerika's drohende und in ihren Folgen unberechenbare Gefahr der socialen Revolution abgewendet werden, so muß vor allem Jesus Christus wieder derjenige sein, der die Herzen regiert. Ohne ihn kein

Heil und ohne ihn keine Erlösung aus den Verhältnissen, die mit unwiderstehlicher Gewalt hindrängen zu einer welterschütternden, die jetzige Gesellschaftsordnung vernichtenden Katastrophe. — „Wenn Jesus Christus den Socialrevolutionären nicht Halt gebietet, so werden sie alles, alles mit sich fortreißen,“ sagte mit Recht Cardinal Mermillod auf dem Socialcongresse zu Lüttich im Jahre 1886.

Das Christenthum allein besitzt die Kraft, die Gesellschaft zu retten. Zu den Grundsätzen des Christenthums muß die Gesellschaft zurückkehren. Jesus Christus muß der Lehrer, der Herrscher sein! Sein Geist muß in der Schule, in der Familie, im Staate walten, er muß alle Kreise erfüllen, wenn das Gewitter, das sich am socialpolitischen Himmel zeigt, dahinziehen soll, ohne sich zu entladen und mit seinen furchtbaren Blitzen die heutige Gesellschaft zu zerschmettern. Mit Muth und Gottvertrauen also die Augen zum Kreuze des Weltherrlöfers gewandt. Dort lernen wir den Egoismus, die Selbstsucht, die Habsucht und Genußsucht bekämpfen, dort hören wir die Lehre der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der selbstopfernden Liebe, die zur Wiederherstellung des socialen Friedens so nothwendig sind, dort wird—at last and not at least—dem Einzelnen und der gesammten Menschheit die Führerin des Lebens testamentarisch vermacht durch die Worte des sterbenden Gottmenschen:

*Ecce mater tua!*

Siehe da deine Mutter!

2. Die zweite allegorische Figur der Corruption des Lebens ist ein Dämon mit Maske und Geißel. Die entnervende Sinnenlust ist die Geißel, der Zeit. Am Arme führt er eine freche Frauensperson mit fliegenden Haaren; sie schwingt die Fackel der Aufklärung.

Die Leidenschaft der Anzucht tritt Alles mit Füßen, die Rechte der Natur, der Freundschaft, der Verwandtschaft, der Seele, der Religion, ja die unveränderlichen Rechte

Gottes. Sie kümmert sich nicht um den Verlust der Ehre, des Vermögens, der Gesundheit, des Lebens. Sie befördert die ärgerlichsten Unterhaltungen und mit ihnen die Irreligiösität und die Verstockung in der Sünde, welche die unvermeidlichen Folgen davon sind, mit einem Worte: sie ist, wie die tägliche Erfahrung nur zu gut lehrt, die Verwüstung der ganzen Gesellschaft. Die Unzucht ist der vollständige Sieg des Fleisches über den Geist. Die Seele wird die Skavin des Leibes, statt die Königin desselben zu sein. Der Mensch wird durch diese Sünde ein Thier, das von sinnlichen Trieben beherrscht und nur durch die Lust bestimmt und getrieben wird. Und je mehr der Mensch sich dieser Sünde hingibt, je ohnmächtiger der Geist der gebieterischen Stimme des Fleisches gegenüber ist, um so mehr wird sich das Thier herauskehren. Der raffinierte, entfüchtete Wüstling sinkt unter das Thier herab. Die Welt, die nach den Worten des Apostels im Argen liegt, fühlt die schmachvolle Häßlichkeit dieser Sünde, indem sie derselben Namen gegeben, welche das tiefste Verderben derselben bezeichnen.“ Unzüchtigkeit, Unzucht, Sittenlosigkeit, Lasterhaftigkeit. Wer ein Dieb ist und ein Verläumder, wer einen Mord beging oder ein anderes Verbrechen, der wird noch nicht sittenlos geheißt. Wer aber mit diesem Laster sich befleckt, den nennt die Welt einen Unzüchtigen und Unfüchtigen, der aller Zucht und Sitte ledig und bar ist.

Und erst dieses Laster in seinem furchtbaren Verderben. Die Unzucht ist der Wurm an der Lebenswurzel, sie vergiftet und zerstört die Gesundheit und den Leib des Menschen. Die Annalen unserer Krankenhäuser beleuchten in gräßlicher Weise diese Wahrheit. Dieses Laster ist nicht bloß ein Angriff auf das einzelne Leben des Menschen, sondern in Vernichtungskampf gegen den Bestand der menschlichen Gesellschaft. Das starke gewaltige Römerreich trug seine siegreichen Adler über die ganze Erde, so lange die Sittlichkeit in ihm herrschte. Weichlichkeit und Unzucht bereitete dem großen

Reiche das Grab. Das Laster der Unzucht wird dem Menschen zur Gewohnheit und zweiten Natur; und Verstockung und Verhärtung oder Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung ist das traurige Ende desselben. „Wer säet im Fleische, der wird auch vom Fleische Verderben ernten.“

Was soll dem „ehrebrecherischen Geschlechte“ helfen, der Blick zum Himmel: Christus die personifizierte Gnade, Maria die Vermittlerin. Die unbefleckt empfangene Jungfrau, die rein ist von jeder Sünde, auch von böser Lust und Begierlichkeit, ist vollgiltiges sittliches Musterbild, ist die Zuflucht der Sünder. Maria, die sündeneine, makellose Schlangentreterin, möge uns helfen im Kampfe gegen die sündhafte Lust und böse Begierlichkeit, sie möge dem Erdenpilger verleihen die Reinheit des Willens und die Lauterkeit des Herzens.

Wenn der Socialismus die heutige Welt von dem Joche der Ehe und der Familie befreien und mit der „freien Liebe“ beglücken will (I fr. Wibel „Frau“), dann thut der demüthig-flehentliche Ruf:

„Allerknechtigste Mutter, bitte für uns!“  
doppelt noth, damit die christliche Welt, von aller Unreinigkeit bewahrt, in Heiligkeit und Keuschheit ihrem Verufe nachkomme.

### Die Lösung der socialen Frage.

Die Lösung der socialen Frage besteht darin, daß die gottlose, christusfeindliche Gesellschaft wieder christliche Grundsätze annimmt, daß die drei Repräsentanten der christlichen Gesellschaft—Familie, Staat und Kirche—mit Maria unter dem Kreuze stehend, Gnade ersehen von dem, der für uns am Kreuze gestorben, daß sie erkennen die tiefe Wahrheit des gottseligen Thomas von Kempis in der „Nachfolge Christi“ (II, 12): „Im Kreuze ist Heil, im Kreuze ist Leben, im Kreuze ist Schutz vor den Feinden, im Kreuze ist Stärke des Gemüthes, im Kreuze ist Geistesfreude, im Kreuze ist höchste Tugend, im Kreuze ist vollendete Heiligkeit zu finden. Es ist kein Heil der Seele,

keine Hoffnung des ewigen Lebens—außer im Kreuze“

### 1. Familie.

Die erste Grundsäule der christlichen Gesellschaft bringt uns ein Doppelbild.

#### Erstes Bild.

1. Ein christlicher Vater blickt flehend zur Gottesmutter. Neben ihm steht seine Tochter, eine sittsame, eingezogene Jungfrau, die voll kindlicher Andacht die Hände fallet. Zu den Füßen des bekümmerten Vaters sitzt die Mutter mit einem Kindlein in den Armen, das sie der Gottesmutter weihet.

Denken wir uns unter diesem Bilde einen Familienvater, der außer Arbeit, arbeitslos ist. Er weiß nicht wohin und woher. Wohin sich zu wenden, um Arbeit zu erhalten, woher Brod zu nehmen für die Seinen. Vielleicht ist noch obendrein die Hausmiete fällig.

Trotz der peinlichen Noth, die der Maler zum Ausdruck gebracht, heimelt das Bild uns an. Ist es doch das Bild einer christlichen Familie. Wer denkt nicht an die heilige Familie von Nazareth, die auch von Sorgen und Kummer nicht verschont blieb.

Der Vater findet sein Vorbild in dem Nährvater des göttlichen Kindes, dem lieben hl. Joseph, der nur nach Gottes Rathschluß und aus Liebe zu ihm Maria zu seiner Braut erkor, ihr und ihrem Gotteskinde anspruchslos, demüthig, selbstvergessen sein ganzes Leben lang diente, sie beschirmte in Noth und Gefahr, für sie arbeitete im Schweitze seines Angesichtes, mit ihnen zum Tempel ging, mit ihnen das Gesetz bis zum letzten Buchstaben erfüllte und um ihretwillen die schwersten Prüfungen still und geduldig ertrug, vor den Augen der Welt ein armer Arbeiter, vor den Augen Gottes ein Himmelsfürst von unermesslichem Verdienste.

Die Mutter findet ihr Vorbild in der allerheiligsten Jungfrau, der Mutter des Jesuskinde und der Braut des hl. Joseph. Mit welcher wahrer, treuer, hingebender Liebe hat sie ihren Bräutigam geliebt, wie

demüthig ihn als Oberhaupt der kleinen hl. Familie anerkannt, wie gehorsam und selbstlos ihm in Allem gebient! Ohne Widerspruch und Murren ist sie ihm nach Bethlehem gefolgt, ohne Bedenken und Klagen ließ sie sich von ihm nach Egypten führen und zurück. In stiller Ergebenheit theilte sie seine Armuth und widmete sich den demüthigen Geschäften eines ärmlichen Haushalts. Ihr Trost war das ihr anvertraute Gotteskind, das zugleich Gottes Sohn und ihr Sohn war. Ohne Selbstüberhebung erfüllte sie alle Pflichten einer Mutter gegen dieses himmlische Kind, betete mit ihm, zing mit ihm zum Tempel, leitete es zur Arbeit an und kümmerte sich um nichts auf Erden, als zu seinem großen Werke mitzuwirken und so Gottes hl. Willen zu erfüllen.

Und welches Vorbild hat erst das Jesuskind allen Kindern gegeben, für die Kinderjahre wie für die Knaben- und Jünglingsjahre, und für das volle Mannesalter selbst! Gebet, Armuth, Demuth, Gehorsam, Arbeit, völlige Unterwürfigkeit unter die Eltern bezeichnen sein ganzes gottmenschliches Leben dreißig Jahre lang, von der Weihnachtsnacht bis zum Beginn des öffentlichen Lebens. „Er war ihnen unterthan“—das ist Alles, was die hl. Schrift über dieses kostbare Leben, einen Zeitraum von dreißig Jahren, zu berichten weiß. In stiller Verborgenheit theilte der heiligste und größte aller Menschen, Gottes Sohn, das Loos seiner Eltern, die mühevollen Arbeit eines armen Zimmermannes. Mit der innigsten Liebe hing er an seiner Mutter und an seinem Pflegevater, mit ihnen gemeinsam die Gebote seines himmlischen Vaters erfüllend. Er rang und mühte sich nicht, aus dem kleinen unscheinbaren Nazareth, aus der Werkstätte seines Nährvaters hervorzutreten, bis Gott ihn rief. Der Glanz und die Pracht dieser Welt übte keine Macht über ihn aus. Er wollte nicht herrschen, sondern dienen; nicht genießen, sondern arbeiten. Er suchte nicht sich, sondern die Ehre seines himmlischen Vaters.

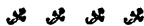
### Zweites Bild.

2. Eine tiefbetrübt Wittve hat soeben ihren Sohn aus schlimmer Gesellschaft zurückgezogen und stellt ihn jetzt unter den Schutz Mariens. Sein gesenktes Haupt, sein krankes Aussehen sagen uns, daß er schon verwundet ist vom Biß der Sünde, angesteckt vom Verderben der Welt. Der verlorene Sohn des 19. Jahrhunderts! Der bekannte französische Abbe de Segur sagte einst: „Der verlorene Sohn, die heutige Welt im Elende und fern vom Vaterhause, fern von der heiligen Kirche, wird nur zu den Füßen Jesu Christi und seines Statthalters wieder Ruhe finden!“ Und wir fügen noch dem Fühlich'schen Bilde hinzu: „Der hl. Vater wird den verlorenen Sohn, unter welchem wir Familie, Staat und Gesellschaft ansehen, hinführen zu den Füßen des Kreuzes, wo diejenige steht, von welcher der sterbende Erlöser sagte: „Siehe da, deine Mutter!“

Ist die Jugend gestählt mit Tugendkraft, durch ein wahrhaft christliches Familienleben, dann ist sie gesichert gegen äußere Gefahren. Papst Leo XIII., der große Socialpolitiker seiner Zeit, hat dieses klar erkannt und deshalb in seiner frommen und liebevollen Sorgfalt den frommen Verein der heiligen Familie zur allgemeinen Einführung empfohlen. Nach einem Dekret vom 14. Juni 1893 wurde der dritte Sonntag nach der Erscheinung des Herrn endgiltig als Fest der hl. Familie dem christlichen Kalender eingefügt. Der hl. Vater spricht in seinem diesbezüglichen Apostolischen Rundschreiben wie folgt: „Alle, welche mit uns erkennen und bekla-

gen die Veränderung und Verschlimmerung der Sitten, den Verfall der Liebe zur Religion und zur Frömmigkeit und die Sier nach weltlichen Dingen, werden sich nach Kräften (streben, so vielen und so großen Uebeln mit entsprechenden Mitteln entgegen zu wirken. Es kann aber für christliche Familien nichts Heilsameres gedacht werden, als das Beispiel der hl. Familie. Deshalb sollen die Bischöfe und Priester Sorge tragen, daß so viele Familien als möglich, besonders jene der Arbeiter, welche so vielen und großen Nachstellungen ausgesetzt sind, sich in diesen frommen Verein aufnehmen lassen.“

Der berühmte Socialpolitiker P. Weiß, O.Pr., sagt in seiner „Apologie des Christentums vom Standpunkte der Sittenlehre“. „Das Reich Gottes, das die Erde erneuern soll, hat einen seiner Hauptanknüpfungspunkte in der Ehe und der Familie. Von hier aus muß es sich wieder über die Gesellschaft ausbreiten. Und wenn es nicht in diese eindringt, ist sie dem Verderben verfallen. Darum hat Haus und Familie eine so große Bedeutung für die Lösung der socialen Frage. Wenn Glaube und Treue, wenn Friede und Reinheit, wenn Liebe und Opfersinn und Muth zur Entfagung wieder auf Erden herrschend werden sollen, und sie müssen das, denn sonst ist keine Besserung zu hoffen, so muß das alles von der Familie ausgehen. Dazu aber muß die Familie eine Gott geweihte Hauskirche werden, die durch die Kirche Gottes auf Erden mit dem Reiche Gottes in lebendigem Zusammenhange steht.“



Die Weltgeschichte liefert die Commentare zu den heiligen Evangelien.

Gott der Herr hat das Weib so hoch erhoben und in seinem Gnadenreich so erhaben hingestellt; das Weib ward ja von ihm erwählt, zur Erlösung der Menschheit mitzuwirken; es hat Christum den Herrn ge-

boren. Am Herzen der Mutter sollte der geliebte Sohn des himmlischen Vaters und fortan alle Lieblinge Gottes heranwachsen.

Die Werke der Liebe und der Barmherzigkeit sind von Gott vor allem dem Herzen des Weibes und seinen geschickten Händen anvertraut; es ist berufen, die Wunden der Menschheit zu heilen.



## Fromme Gedanken bei den weiblichen Handarbeiten.



Diejenige Arbeit, welche die Frauen am öftesten zu verrichten haben, ist das Nähen. Viele müssen sich sogar damit ihr Brod verdienen; jede Hausfrau aber hält es für eine strenge Pflicht, mittelst der Nadel Neues zu verfertigen und Alles auszubessern. Sie behält jenen Grundsatz lebendig im Gedächtnisse, daß nur ein zerrissenes Kleid zur Schande gereicht, nicht aber ein gesticktes.

Die Geschichte der Kunst zu nähen beginnt mit der Einführung der Kleider. Als die Menschen Kleider zu tragen anfangen, mußten sie auch die einzelnen Stücke auf irgend eine Weise zusammenfügen und miteinander verbinden. Daß dieß nicht gleich anfangs in der Art geschah, wie jetzt, ist natürlich; erst im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Nähekunst allmählig entwickelt.

Die Erfindung der Nadeln wird theils den Babyloniern, theils den Phrygiern zugeschrieben, welche ihre Kleider auf die zierlichste Weise auszunähen und mit bunten Fäden zu steppen pflegten. Der Geschichtschreiber Plinius sagt, daß dergleichen Gewande schon zur Zeit Homer's, also fast tausend Jahre vor Christus, im Gebrauche gewesen seien, und erwähnt ausdrücklich, daß die Phrygier die Nadeln erfunden haben, was auch der Dichter Martial bestätigt.—Viele Jahrhunderte hindurch bediente man sich zum Nähen einzig nur der Nadel bis in der neuesten Zeit erst die Erfindung der sogenannten Nähmaschinen eine vollständige Veränderung in die Nähekunst brachte. Die erste in Deutschland erfundene war die des Wiener Schneidermeisters Madersperger im Jahre 1814; ihre Nadel war an beiden Enden zugespitzt, hatte das Dohr in der Mitte, bewegte sich senkrecht auf und nieder so daß sie abwechselnd

mit der einen und der andern Spitze durch den Stoff stach; mit etwa siebzehn Zoll langen Fäden nähte sie etwa hundert dreißig Stiche auf einmal, worauf ein neuer Faden eingefädelt werden mußte.—Ähnlich war die etwas früher erfundene Nähmaschine der Engländer Zion und Henderson, bei welcher die Nadel durch zwei sich abwechselnd öffnende und schließende hin und hergehende Zangen durch das Zeug hin und her geführt wurde.—Wirklich brauchbare Maschinen wurden aber erst später geliefert und gingen von Amerika aus; darunter sind vorzüglich zu nennen die Nähmaschinen von Judkins und die in Deutschland sehr verbreitete Nähmaschine von Singer in New York. Auch die von Platt, von Wheeler, von Wilson arbeiten mit zwei Fäden. Die mit solchen Maschinen gefertigten Nähte gleichen einer sogenannten Steppnaht; sie sind ebenso schön als dauerhaft.—Die im Jahre 1852 in England patentierte Nähmaschine von Grover und Baker näht eine doppelte Kettenstichnaht mit zwei Nadeln, mit einer geraden, welche durch das Zeug auf und niedergeht, und mit einer kreisförmig gebogenen, die sich unter dem Zeug kreisförmig hin und her bewegt; da die Schlingen der geraden und der Kreisnadel durcheinander hindurchgezogen werden, so entsteht auf der Oberseite eine Steppnaht auf der Unterseite eine doppelte Kettenstichnaht; es ist diese Naht besonders für Weißnäherei vortrefflich.—

Denken wir von der Geschichte des Nähens den Blick auf die religiöse Seite dieser Arbeit, so finden wir sie selbst in der hl. Schrift erwähnt. Außerdem, daß Gott im alten Bunde auf das genaueste und bis in das Kleinste dem Moses befahl, wie die Kleider und heiligen Gewande für den Hohenpriester geschneitten und genäht sein mußten, nimmt der göttliche Heiland selbst im neuen Bunde

ein Gleichniß aus dieser Kunst. Ein st sprach Jesus zu seinen Jüngern, wie der heil. Evangelist Matthäus erzählt: Wahrlich ich sage euch, es ist schwer, daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe. Ja ich sage es euch noch einmal: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe.—Da die Jünger dieß hörten verwunderten sie sich sehr, und sprachen: Wer kann denn selig werden? —Jesus aber blickte sie an und sprach zu ihnen: Bei den Menschen ist das unmöglich, bei Gott aber ist Alles möglich. Matth. 19, 23—26.—Ja, bei Gott ist Alles möglich selbst dieß, daß man durch die Nadel, daß man durch das Nähen selig wird.—Ein heiligmägiger Laienbruder aus der Gesellschaft Jesu, der im Kloster ein Schneider war, lag auf dem Sterbebette. Kurz vor seinem seligen Ende lächelte er voll heiliger Freude; und um die Ursache seiner Freude gefragt gab er heiter und getrost zur Antwort, indem er seine Nähnadel in die Höhe hob: Dieser Nadel verdanke ich mein ruhiges Sterben und meine ewige Seligkeit; denn so oft ich damit einen Stich machte, erweckte ich stets die gute Meinung und heiligte so mein Tagewerk, daß die Erinnerung daran mir jetzt alle Furcht vor dem Tode nimmt und hoffentlich mir den schönen Himmel erwirbt.

In der Apostelgeschichte wird folgendes erzählt: In der Stadt Zoppe war eine Jüngerin Christi, mit Namen Tabitha. Diese war voll guter Werke und Almosen, die sie verrichtete. Und es begab sich in jenen Tagen, daß sie krank wurde und starb. Als man sie nun gewaschen hatte, legte man sie in das Oberzimmer. Weil aber Lybba nahe bei Zoppe war, sandten die Jünger, welche hörten, daß Petrus dort sei, zwei Männer zu ihm und baten: Säume nicht, zu uns zu kommen!—Es machte sich nun Petrus auf und ging mit ihnen. Und da er angekommen war, führten sie ihn in das Oberzimmer. Und es standen um ihn her alle Wittwen und weinten und zeigten ihm die Unterklei-

der und die Oberkleider welche ihnen Tabitha genäht und geschenkt hatte. Petrus aber schaffte Alle hinaus, kniete nieder und betete. Dann wandte er sich zu dem Leichname und sprach: Tabitha, steh' auf—Sie aber öffnete ihre Augen und da sie den Petrus sah, setzte sie sich auf. Er aber gab ihr die Hand, richtete sie auf und gab sie lebend den Jüngern und den Wittwen wieder zurück. Apostelg. 9, 36.—Wie nun der hl. Petrus meistens deßhalb die Tabitha vom Tode erweckte, weil sie so fleißig die Nadel geführt und neben andern Tugenden auch mit eigener Hand den armen Wittwen Kleider gemacht hat, so wird ganz gewiß auch der göttliche Heiland alle jene Frauen und Jungfrauen, welche im heiligen Pflichtgefühl und mit frommer Meinung für ihr Hauswesen oder für die Armen genäht haben, vom zeitlichen Tode zum ewigen, seligen Leben erwecken.—

Der ühm wardie aller seligste Jungfrau Maria in der Kunst des Nähens, wie uns die alten Uebersieferungen erzählen. Im Tempel zu Jerusalem war sie nicht bloß die fleißigste Arbeiterin sondern auch die kunstfertigste. Ihre jungfräulichen Hände nähten mit Fäden von Gold und Seide. Der hl. Geist selbst unterrichtete sie über die Art und Weise, wie sie all' ihre Handlungen und Arbeiten verrichten soll. Wenn man sie ihre Nadel führen sieht, möchte man sagen, die Triebfeder welche sie in Bewegung setzt, sei dieselbe, welche die Bewegung der Sterne am Firmel, das Murren des Baches, das Wogen der Saaten hervorbringt. Und in der That ist es dieselbe Hand, welche der Natur und der makellosten Jungfrau ihren göttlichen Impuls verleiht. Leuchtete aus all' ihren Beschäftigungen der Fleiß heraus, sagt der heilige Bernhard, so zeichnete sie sich auch bei ihren Arbeiten durch eine vollendete Geschicklichkeit aus.—Aber auch, nachdem sie den Tempel verlassen und durch ihre Vermählung in dürftige Verhältnisse gekommen war, führte sie die Nadel und um so emßiger, je mehr es die Noth erfor-

derte. Freilich gab es jetzt keine so feinen und kunstfertigen Stickereien und Näharbeiten mehr, wie in den Jahren ihres Aufenthaltes im Tempel; ganz einfach war jetzt ihre Aufgabe; für den Hausbedarf mußte sie die Nadel ergreifen. Sie verfertigte die Kleider für Joseph, sie machte ihre eigenen Gewände; auch kleidete sie den Knaben Jesus und nähte seine Kleider bis zu jenem Rocke, der aus einem Stücke und ohne Naht gewesen. Der göttliche Heiland hatte gewiß Maria im Auge, als er von der fleißigen Hausmutter spricht, welche ein ärmliches, altes Gewand sparjam aussticht.

Die heilige *E l i s a b e t h*, Landgräfin in Thüringen, machte sich all ihre Kleider selbst und verwendete überdies noch all ihre freie Zeit, ja, ganze Nächte hindurch, für die Dürftigen Kleider zu machen.—So lange die heilige Franziska von Chantal noch in der Welt lebte, führte sie fleißig die Nadel und nähte und besserte Alles aus für den Bedarf ihrer ganzen Familie.

Nicht leicht bietet eine Handarbeit so viele Veranlassung, den Geist durch fromme Betrachtungen zu erheben, als das Nähen. Alles, was man dazu bedarf, ist im Stande, die Seele himmelwärts zu richten.

Die *N a d e l*, die so spizig ist und so oft sticht, erinnert an einen Fehler, der leider so häufig ist und eine so allgemeine Verbreitung hat. Die Zunge verlegt gar oft durch ihre spizigen Reden und durch Eideckel wie Liebe des Nächsten.—Wie häufig erfüllt sich das Wort des Psalmisten: Sie spitzen ihre Zungen wie die Schlangen, Natterngift ist unter ihren Lippen. Ps. 139, 4.—Wie die Nadel die Leinwand oder den Zeug ganz durchstechen muß, so durchsticht das Wort der Verleumdung und Schrafschreidung den guten Ruf des Nächsten, den ehrlichen Namen des Mitmenschen bisweilen für immer; so verwundet das Wort des beißenden Spottes die Liebe und Freundschaft schmerzlich und tief.—Meidet die Nadelftiche einer lieblosen Zunge, ermahnt die heilige Theresia, sind sie auch

klein, sie thun doch wehe und bringen oft tiefer ein, als man meint.

Der *F i n g e r h u t*, der zum Schutz vor dem Stechen an den Finger gesteckt wird, sinnbildet die wahre Liebe, die selbst sich niemals ein verlegendes Wort über den Nächsten erlaubt, aber eben deshalb auch geset ist gegen die Angriffe Anderer. Es ist eine Thatfache, daß es in der Nähe eines solchen, der selbst die Ehre des Nächsten nie verlegt, auch Andere nicht wagen, diesen Fehler zu begehen.—Sprich nie über die Fehler deines Mitmenschen, sagt der heilige Ignatius, und dulde es auch nicht, daß Andere dies in deiner Gegenwart thun, so wirst du bald nicht mehr belästigt werden, solche Reden anhören zu müssen.—

Der *F a d e n*, mit dem genäht wird, erinnert an den Lebensfaden, der oft plötzlich abreißt und oft absichtlich abgeschnitten oder abgerissen wird, immer aber nach größerer oder kürzerer Länge ein Ende nimmt. Es ist gut, sich mit der letzteren Wahrheit recht wohl vertraut zu machen, denn wie es keinen unendlichen Faden gibt, so gibt es auch kein irdisches Leben, das ewig dauert. Es ist Gesetz dem Menschen, einmal zu sterben, heißt es in der heiligen Schrift. Es ist ein Gesetz, das Jeden bindet, das keine Ausnahme gestattet, das unwiderruflich Jeden trifft. Bedenke an deine letzten Dinge und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen, ermahnt uns der heilige Geist. Diese letzten Dinge beginnen mit dem Tode. An ihn zuerst und vor Allem zu denken, ist daher des Christen heilige Pflicht. Ein Mittel, das diese Erinnerung ungemein erleichtert, ist das Nähen. Vom groben Faden bis zur feinsten Seide bedient man sich hiezu, und ist die Arbeit fertig, so wird abgeschnitten; so nimmt das einfachste, gewöhnlichste, armeligste Leben ein Ende, wie das reichste, vornehmste und üppigste. Alle müssen sterben; für den Tod ist kein Kraut gewachsen. Diejenigen sterben gut, welche oft daran denken und sich darauf vorbereiten, und wie oft bietet sich hiezu beim Nähen Gelegenheit!—

Die Schere, mit der abgeschnitten wird, mahnt an die Sünden, womit man sich den Frieden und Trost eines guten Gewissens, ja, gar oft den Weg zur ewigen Seligkeit abschneidet. Wie man den Kindern das Spielen mit Scheren als höchst gefährlich auf's schärfste verbietet, so warnt uns die Mutterliebe der heiligen Kirche auf das eindringlichste vor jeder schweren Sünde, die unser Lebensglück abschneidet, und ermahnt uns deshalb, jeden Schein, jeden Schatten einer Sünde ängstlich zu fliehen.—

Das Nähern besteht in dem Zusammenfügen und Vereinen vom Getrennten, es verbindet einzelne Stücke zu einem Ganzen, sei es, daß Zerissenenes geflickt oder Neues verfertigt wird. Wie schön sinnbildet dies jene erhabene Pflicht, zu der sich

jede christliche Seele ohne Entschuldigung verbunden hält, alles Getrennte zu vereinen!—Sie sucht daher nicht bloß selbst jede Beleidigung und jedes Vergerniß zu meiden, sondern bemüht sich auch auf alle mögliche Weise Frieden zu stiften, Gegner wieder zu vereinen, Feinde auszusöhnen und die entschundene Eintracht und Harmonie in den Gemüthern wieder herzustellen.—So konnte die heilige Rosa von Lima keinen Streit und Hank hören und kein finsternes, feindseliges Gesicht sehen und sie, die nur viel mit Gott, sehr wenig aber mit den Menschen redete, war unererschöpflich im Auffinden von Beweggründen, wenn es galt, erbitterte und getrennte Gemüther wieder zu versöhnen. Nie sprach sie so lang, so viel und so eifrig, als wenn sie Abneigungen und Feindseligkeiten abzustellen hatte.



## Christliches Tugendgärtchen.

Von Rev. Hieronymus Reichwein, O. C. C.



u den schönsten und liebsten Gaben, womit der Schöpfer unser Auge und Herz erfreut, gehören unstreitig die Blumen und nicht leicht wird man einen Menschen finden, der gegen dieselben gleichgiltig wäre. Vielen Heiligen war der Anblick der Blumen eine beständige Aufforderung zur Liebe Gottes. So lesen wir, um bloß ein Beispiel anzuführen, in dem Leben der hl. Magdalena von Pazzi, daß sie beim Anblick einer schönen Blume in Verzückung gerieth. Und von vielen andern Dienern Gottes wird berichtet, daß sie bei ihren Gängen durch Gärten, Wiesen und Auen sich zum Gebet eingeladen fühlten, um Gott für den herrlichen Schmuck der Natur zu danken.

Der Mai ist der eigentliche Blumenmonat; hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die übrigen Monate nicht auch die Natur auf ihre Weise mit Blüten und Blumen und herrlichen Früchten zu

schmücken wüßten; allein der Mai geht darin allen übrigen Monaten voraus: denn jetzt entfaltet die Natur eine Pracht und Leppigkeit, wie zu keiner andern Zeit des Jahres. Neues, fröhliches Leben durchströmt alle Gewächse; Garten, Wald und Wiese prangen im schönsten Schmuck; überall hört man Sang und Klang; die Luft selbst ist von dem süßesten Duft und Wohlgeruch erfüllt; alle Gewächse haben sich mit Blumenkränzen und grünen Zweigen geschmückt; Millionen von Thautropfen glänzen und funkeln in allen Farben des Regenbogens, und wer nur immer Selgenheit hat, der sucht hinauszukommen in Gottes herrliche Natur, um zu sehen wie die Knospen, Blätter und Blüten so üppig emporerschließen, wie die Blumenkelche sich öffnen, um Pracht und Glanz und Wohlgeruch zu spenden. Die Wiesen liegen da vor uns wie ein grüner Teppich, durchwirkt mit den mannichschajten Farben der Blumen.

Ja die ganze Natur duftet jetzt Freude und Wohlbehagen und preist ihren Schöpfer so laut, daß das Herz jedes denkenden Menschen davon erregt wird, die Brust schwillt höher und die Seele fühlt sich gleichsam emporgehoben zu dem himmlischen Paradies.

Vielen Katholiken gilt es als Ehrensache, während dieses Monats die Bildnisse und Altäre der Gottesmutter mit Blumen zu schmücken. Es ist gewiß schön und lobenswerth, wenn man der Maienkönigin auf diese Weise seine Huldigung darbringt: es würde der Mutter Gottes aber noch besser gefallen, wenn man sich beleißigte, sein Herz mit Tugenden auszuschnücken und zu zieren und daß man ihr so einen geistigen Blumenstrauß darbringen würde.

Der göttliche Heiland vergleicht das Herz des Menschen mit einem Erdreich: wir wollen es hier mit einem Garten vergleichen, den Gott selber angelegt hat, den wir aber dann mit Sorgfalt bebauen und pflegen sollen. In der ganzen Natur findet man aber nichts, was mit den Tugenden in so naher Verwandtschaft stände, als die Blumen und die heilige Theresia verglich gern das Herz eines tugendhaften Menschen mit einem lieblichen Blumengarten und sie schrieb darüber wie folgt: „Es macht mir wirklich Freude, mein Herz als einen Garten zu betrachten, welchen ich für meinen göttlichen Bräutigam ausschmücke, auf daß er komme und sich an dem Dufte der Blumen ergötze, die ich für ihn in diesem Garten pflanze und pflege.

Wenn man in einem Garten ordentliche Blumen ziehen will, sorge man vor allen Dingen, daß ein zuter starker Zaun ihn von allen Seiten einschließt. Ein Garten, der ohne Hecke oder Zaun ist, wird bald verwüßt werden; denn wo Jedermann freien Zutritt hat, kann leicht Unkraut geäet oder die schon vorhandenen Blumen abgerissen oder zertreten werden. Man muß das Erdreich gut auflockern und fortwährend thätig sein, bald um das Unkraut fern zu halten oder die Blumen zu begießen; manchmal wird man auch die Blumen mit Stroh-

matten zudecken müssen, damit ihnen der Frost nichts anhaben kann. Der Thau ist für die Pflanze unentbehrlich, und ohendrein verlangt die Blume das Licht und die Wärme der Sonne. Wenn man zuweilen an den Straßen entlang geht, kann man wahrnehmen, wie oft zwei aneinander grenzende Gärten ein ganz verschiedenes Aussehen haben. In beiden ist das Erdreich gleich gut und so haben sie auch gleichviel Thau und Regen und Sonnenschein und doch erfreut der eine Garten jeden Vorbeigehenden mit seinem üppigen Blumen- und Pflanzenwuchs, während der andere fast nichts als Unkraut hervorbringt. Die Ursache liegt also nicht im Boden, auch nicht an dem Einfluß der Witterung: der Unterschied ist lediglich in dem Fleiß oder der Trägheit der betreffenden Gärtner zu suchen. Sollen aber die Tugenden im Herzen des Menschen gedeihen, so muß dasselbe eingetrichtert werden mit dem Saam heiliger Gottesfurcht; sonst wird der Teufel kommen, um den Samen des Lasters hineinzusäen. Unkraut nennen wir jede Neigung zum Stolz, zum Geiz, zur Unlauterkeit, zum Eigensinn, zur Ungerechtigkeit, kurz um die Neigung zu allem Bösen. Man suche sein Herz immer locker zu halten: steht das Tugendpflänzchen aber in Gefahr, unter dem kalten Frost des Tadels, des Spottes und der Verfolgung zu leiden, so schützt man es mit dem Schirm des Glaubens und wenn solch eine giftige Zugluft, die Tugend zu entfarben droht, so waffne man sich dagegen mit den tröstlichen Worten des Heilandes: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähren und verfolgen und wenn sie euch eurer Tugend wegen hassen: freut euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel. Wie aber der Thau für die Pflanze nothwendig ist, so ist auch der himmlische Thau der Gnade für das Gedeihen der Tugend unumgänglich nothwendig und wenn auch der Mensch sich noch so sehr Mühe gäbe tugendhaft zu sein, er würde es dennoch zu nichts bringen, weil ja die Tugend nur gedeiht, wenn man mit Christus vereinigt ist.

Wie der hl. Paulus sagt, ist weder der etwas, welcher pflanzt, noch der, welcher begießt, sondern Gott, der das Gedeihen gibt. Gott hat nun in der hl. Taufe den Boden des Herzens, der bisher nur wüste und öde war, umgestaltet, und die nothwendige Fruchtbarkeit hineingelegt. Ja er that noch mehr; er pflanzte darin die drei Wunderblumen—die Grundtugenden des christlichen Lebens: den Glauben, die Hoffnung und die Liebe, und ist sogar bereit, uns bei der Ausübung aller Tugenden zu helfen, wenn der Mensch ihn nur lassen würde. Je mehr der Mensch sein Herz Gott überläßt, desto schöner schmückt dieser es aus.

1. Jede Tugend hat ihr Sinnbild unter den Blumen: wir betrachten zuerst die Myrte. Aus den wunderherrlichen grünen Blättern dieser Pflanze werden gewöhnlich die Brautkränze geflochten: denn das Grün mit den weißen Blümchen wird als Sinnbild der Glaubenstreue betrachtet. In der hl. Taufe wurden auch unsere Seelen Gott angetraut, und er gab uns bei dieser Gelegenheit das kostbare Brautgeschenk des hl. Glaubens. Wir nennen den Glauben eine eingegoffene göttliche Tugend: er bildet gleichsam den Grundstein, auf welchem das Gebäude unserer Seelenheiligung aufgeführt werden muß. Was nicht im Glauben geübt wird, das ist gleichsam wie falsches Geld anzusehen, das an der himmlischen Bank nicht anerkannt wird.

2. Wenn im Herbst schon alle Blumen ihren Blätter Schmuck abgeworfen haben, so gewährt der Buchbaum mit dem schönen Grün seiner Blätter einen gar köstlichen Anblick. Weil seine kleinen glänzenden Blätter ein ätherisches Del enthalten, kann der Frost ihnen nichts anhaben; sie blühen so frisch wie im Sommer und sind darum ein sehr passendes Sinnbild der christlichen Hoffnung, die aus dem Glauben hervorst wächst wie der Stamm aus der Wurzel. Sie ist ein Stab, der uns stützt, so daß wir nicht wanken; ein unerschütterlicher Fels inmitten der aufgeregten Wogen und Brandungen des Meeres. Gott selbst ist

der Gegenstand, den sie erstrebt: von ihm erwarten wir die ewige Seligkeit und alle Mittel die dazu dienlich sind.

3. Die Rose ist die schönste, die reichste und dufterichste unter allen Blumen; an ihr hat die Natur sich sozusagen erschöpft, sie hat sie mit Gaben überschüttet, die andern Blumen nur vereinzelt beschieden worden sind. Das Auge kann sich kaum satt an ihr sehen und der Duft ihres Kelches erfüllt die ganze Umgebung. Wie die Rose über alle Blumen emporragt, so ist auch die Liebe, die sie verfinnbildet, die Königin der Tugenden. Wo die Liebe ist, da kann das Herz nicht unfruchtbar bleiben; denn diese Tugend lockt alle übrigen Tugenden hervor; sie ist, wie der Apostel sich ausdrückt, „das Band der Vollkommenheit.“

4. In Afrika und umliegenden Inseln wächst die sonderbare Faserblume, auch Siseraut genannt, weil ihre dicken, fleischigen Blätter mit großen wässerigen Drüsen besetzt sind, die den Blättern ein Aussehen geben als wären sie mit gefrorenen Thautropfen behaftet. Die schönen, weißlichen Blumen öffnen sich nur an sonnigen Tagen und zwar zur Mittagszeit. Merkwürdig sind auch die Kapseln der Pflanze, indem sie sich zur Regenzeit öffnen, um das Wasser aufzufangen, welches sie bei anhaltender Trockenheit nach den Wurzeln fließen lassen, auf welche Weise der Pflanze das Leben erhalten wird, wenn ringsum schon Alles verdorrt ist. Sie ist dadurch ein schönes Sinnbild für die Tugend der Klugheit, die uns sagt, was wir anstreben und was wir vermeiden sollen, um zu unserm Ziele zu gelangen. Der Kluge macht nicht leicht einen Mißgriff, weiler mit Ueberlegung handelt und so kommt er zum Ziele.

5. Schlüsselblume nennen wir jenes kleine niedliche Gewächs, das sich im Frühjahr so sehr beeilt, die noch kahlen Blumen des Feldes mit ihren gelben Blüthen zu überkleiden. Sie sind gleichsam der Schlüssel, welche die Blumenhallen der Natur erschließen. So ist auch die Mäßigkeit eine Vorläuferin vieler Tugenden. Mäßigkeit

besteht in der ordentlichen Bezähmung aller sinnlichen Neigungen; sie hält alle Begierden zurück und setzt Allem ein Ziel, das nicht überschritten werden darf. Man gewöhnt sich diese Tugenden am Besten an, wenn man jung ist.

6. Eine sehr beliebte Zierpflanze ist das schöne Delphinium, auch Rittersporn genannt. Sie hat prächtige weißrothe und blaue Blüten und ist sehr zäh und ausdauernd. Diese Blume und der Lorbeer gelten als die Sinnbilder der Starkmüthigkeit, die sich durch keine Beschwerten und Verfolgungen in der Ausübung des Guten abhalten läßt. Weil sich in der Ausübung des Guten so viele Hindernisse entgegenstellen, muß man mit einem kraftvollen unerschrockenen Willen denselben zu begegnen suchen, dann sind sie bald überwunden.

7. Die Gladiolen oder Schwertlilien weiteifern mit der gewöhnlichen Lilie an Schönheit und Farbenpracht und in der Blumensprache stehen sie als Sinnbild der Gerechtigkeit, welche entschieden nur das Gute will und bereit ist, einem Jeden zu geben, was wir ihm schuldig sind. Diese vier Tugenden der Mäßigkeit, Klugheit Starkmüthigkeit und Gerechtigkeit nennt man Grundtugenden, weil ohne sie keine andere Tugend gedeihen kann.

8. Zwei der beliebtesten Blümchen sind das Veilchen und das Maiglöckchen. Nicht an öffentlichen Plätzen und Wegen hat man das Veilchen zu suchen, denn es sucht nicht wie die stolze Tulpe in die Augen zu fallen; man trifft es fast nur auf dem gemeinen Rasen und einsam am Rande der dornigen Hecke. Doch wenn es sich auch noch so sorgfältig versteckt—der Wohlgeruch, den es um sich her verbreitet, verräth es. Wie das Veilchen bescheiden in der Hecke wächst, so hat sich auch das Maiglöckchen in die Wälder zurückgezogen. Wegen seiner schönen zierlichen Form und seinem äußerst angenehmen Duft ist es sehr beliebt, man kann sich an diesen Blümchen fast nicht satt riechen. Diese Blümchen erscheinen schon früh und gelten allgemein als die Sinnbil-

der der Demuth und Bescheidenheit welche auch gleichsam der Anfang, die Bedingung und Weihe der christlichen Tugend sind. Wie Pflanzen absterben, wenn sie keine ordentliche Wurzel haben, so sterben auch die Tugenden ab, wenn ihnen die Wurzel der Demuth und Bescheidenheit fehlt. Wie in der Rechenkunst die Nullen ohne Bedeutung sind wenn keine andere Ziffer vorangeht, so haben auch viele gute Werke keine Bedeutung, wenn die Demuth ihnen nicht vorangeht.

9. Manche Blumen wie die Tulpe und die dreifarbigte Ackerwinde scheinen sich auf ihre Farbenpracht sehr viel einzubilden; sie thun sehr groß mit ihren Blüten und sind stolz auf ihre Farben. Ein Blümchen aber gibt es, das sich zwar nicht durch einen Farbenschwung auszeichnet; aber durch seinen bezaubernd wohlriechenden Duft erregt es die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden. Es ist dies die kleine Reseda, von den Franzosen und Engländern „Mignonette“ oder kleiner Liebling genannt. Dieses anspruchslose Pflänzchen mit seinen grünlichgelben Blüten ist ein passendes Symbol der Arbeitsamkeit, einer Tugend, die von zu vielen Leuten verachtet wird, die aber die Frömmigkeit sehr befördert, weil sie manche Versuchung von uns abhält. Der nach Tugend und Vollkommenheit strebende Mensch liebt die Arbeit und haßt die Trägheit wie die Pest. Hier auf Erden müssen wir arbeiten, um einst im Himmel eine ewige Ruhe zu genießen.

10. Wir kommen jetzt zu einer Pflanze, welche Jerichorose genannt wird. An ihr ist vieles merkwürdig; denn erstens wächst sie nicht wie andere Pflanzen in einem fetten Erdreich, sondern sie steht einfach und anspruchslos da in dem öden Sandboden der Wüste. Sie ist ferner sehr zäh und ausdauernd, nimmt mit höchst dürstiger Nahrung vorlieb. Sie ist keine eigentliche Rose sondern erscheint wie ein dunkler Knäuel, in Form einer Rosette. Das Auffallendste an dieser Pflanze ist, daß ihr oft scheinbar ganz vertrockneter Stengel im Wasser wieder

·auflebt und purpurfarbene Blüten hervorbringt. Die christliche Selbstverleugnung, Abtödtung und Genügsamkeit, die in dieser Blume verkümmert werden, sind uns allen zur Seligkeit unumgänglich nothwendig, indem sie ein sehr wirksames Mittel zum Fortschritt im Guten sind.

11. Neben der Rose ist wohl keine andere Blume so sehr besungen worden und keine wird in der hl. Schrift öfter erwähnt als die Lilie. Der Heiland selbst rühmt ihre Herrlichkeit und sagt, daß Salomon in all seiner Pracht ihr nicht gleich kommen konnte. Voll Unmuth und Lieblichkeit entfaltet sie ihren Blütenkelch und erquickt mit ihrem süßen Wohlgeruch. Schön, wie diese Blume auch ist, die Liliëntugend der Reinigkeit ist noch viel schöner; durch sie wird Leib und Seele geedelt. Wenn sie auch nicht von Allen geübt wird, so ist sie doch sehr in Achtung. Sie verleiht dem Menschen Friede und Freude und eine ganz besondere Glorie im Himmel.

12. Schön ist die Lilie und lieblich die Rose, aber auch die Nelke oder Grasblume gewährt dem Blumengärtchen einen ganz besonderen Reiz. Ueber den mattgrünen Blättern erhebt sich das gewürzig wohlriechende und gekräuselte Blümchen. Wie diese Pflanze gewöhnlich zur Einfassung der Blumenbeete dienen muß und so den Reiz derselben erhöht, so erhalten auch viele andere Tugenden eine höhere Bedeutung wenn sie, ich möchte beinahe sagen umrahmt sind von der lebenswürdigen Tugend der Sanftmuth. „Selig sind die Sanftmüthigen.“

13. Schneeball nennen wir die weißen Blüten eines Strauches, dem das Wachsen mancher Gemüthe wegen gewiß oft schwierig und sauer werden muß. Es ist einfach, gefällt aber allen Menschen und wenn man ihm nichts Besseres zu bieten hat, ist er auch mit dem schlechten Boden am Rande des Gartens oder Waldes zufrieden, wo er andern Pflanzen und Blumen Schutz gewährt und gilt als Sinnbild für die Tugend der Geduld, deren Aufgabe es ist die Leiden

und Unbilden dieses Lebens mit Gleichmuth zu ertragen. Sie erträgt das Widrige und hofft das Bessere und macht aus der Noth eine Tugend; sie versüßt das Leben und trägt viele Früchte für den Himmel.

14. Die Aster oder Sternenzblume mahnt uns an den Himmel wo kein Falsch und Betrug ist. Und, wie die Inmortellen geschätzt werden, weil sie, wenn man sie vor dem Verblühen abschneidet, dennoch Jahre lang ihren Glanz und schöne Farbe behalten, so sucht man auch oft die Wahrheit zu unterdrücken, sie ist aber unvergänglich. Sie sind beide Sinnbilder der Aufrichtigkeit. Ein noch besseres Symbol aber finden wir in dem allen so bekannten Silberkraut wegen seiner fleckenlosen Weiße. Die Lüge ist etwas Feiges, ein Zeichen großer Charakterchwäche. Die Lüge tödtet die Seele; darum sei immer aufrichtig, dann wirst du bei Gott und Menschen in Ehren stehen.

15. Ein recht niedliches Pflänzchen ist die Erdbeere, die eine recht hübsche weiße Blume aber noch schönere rothe Beeren hat. Die rothe Frucht lagert auf dem reichgestickten Kissen glänzender grüner Blätter; sie wetteifert mit den schönsten Blütenknospen an Frische und Wohlgeruch und ist ein höchst sinnreiches Bild der Freigebigkeit, die dem Armen und Dürftigen nicht bloß freundliche Miene zeigt, sondern ihm auch hilfreich beisteht und die Noth zu lindern sucht durch milde Gaben. Es gibt eine Blume, die man Nachviole nennt; sie hat weiße oder violettrothe Blüten; am Tage riecht sie nur schwach, sobald es aber Abend wird, öffnet sie ihren Kelch und erfüllt die Luft mit ihrem angenehmen Duft und Wohlgeruch. Diesem Blümchen sollte der Christ nachahmen und seine Wohlthaten so viel als möglich im Verborgenen spenden und „Gott der auch das Verborgene sieht, wird es ihm reichlich vergelten.“

16. Die Aurikel oder Ohrenprimel wächst oft wild, ist aber von einer unscheinbaren Gestalt bis man sich ihrer annimmt. Sie kann durch emsige Pflege zu einer wirklichen Gartenzierde gebracht werden. Am Besten



gedeiht sie aber in Blumentöpfen, wo man ihr genug Wasser und Schatten geben kann. Murikel nennt man sie, weil die Form ihrer Blätter einem Ohre gleicht. In der Blumenprache steht sie für die Tugend des Gehorsams, der besonders in der katholischen Kirche gedeiht und sich unter dem Klosterdach zur größten Schönheit entwickelt. Die Murikel verkümmert, wenn sie sich selbst überlassen wird; so wird aber auch der Mensch niemals zu seinem ewigen Ziele gelangen, wenn sich die Kirche nicht seiner Hülflosigkeit annimmt.

17. Die glänzenden Blüthentrauben des Goldregens sind ein Bild der Schweigsamkeit. Wie dieser baumartige Strauch andern Pflanzen oft Schutz gewähren muß gegen Sturm und Wetter, so hat auch die Schweigsamkeit schon manchen Ausbruch eines unheilvollen Redesturmes gestillt. Die Geschwätzigkeit aber läßt sich am besten vergleichen mit der Pappelblume, die man so häufig auf feuchtem Wiesenhoden findet. Im Reden muß man gut Ordnung halten, denn wie die hl. Schrift sagt, gibt es eine Zeit zu schweigen und eine Zeit zum reden. Wer diese Ordnung nicht einhält, bringt sein und des Nächsten Seelenheil oft in große Gefahr.

18. Der Jasmin genießt wohl unter den Biersträuchern den besten Ruf; denn er entfaltet nicht nur eine große Aeppigkeit und Blütenpracht, sondern seine sternförmigen Blüten duften den süßesten Wohlgeruch aus. Er ist das Sinnbild der Leutseligkeit, die so nothwendig ist, die vielen Mühseligkeiten und Leiden dieses Erdenlebens zu versüßen. Der gute Christ findet seine größte Freude darin Andere glücklich zu machen. Er ist höflich und anständig in seinen Manieren und Sitten; freundlich, redlich und gesellig; wohlwollend sanftmüthig und liebevoll gegen alle Menschen und wird darum von Allen geliebt und geachtet.

19. Die Narzisse mit ihrer doppelten Blumenkrone und die Hyazinthe mit ihren blauen und weißen Blüten sind beide sehr wohlriechend. Sie sind ein Bild christlicher

Duldsamkeit und Toleranz die bestrebt ist jedem Menschen die gebührende Achtung zu bezeugen. Keinen zu kränken; sie sucht Allen liebevoll, gerecht und gelassen entgegenzukommen und verachtet Keinen seiner Fehler wegen.

20. Wir kommen jetzt zur Anemone, vom Volk gewöhnlich Windröschen genannt. Auf dünnen röthlichen Stengeln erheben sich ihre weißröthlichen Blüten. Mit Recht hält man sie für das Sinnbild der Einfachheit. Diese Tugend ist bei vielen Leuten verhaßt, weil man sie für zu unbedeutend hält. Wenn man sie aber etwas näher betrachtet, wird man ihren Werth schätzen lernen, denn sie bekundet eine über das Irdische hoch erhabene Seele. Manche andere Personen erkennen wohl ihren Werth; aber sie wollen es auch mit der Welt nicht verderben und dies ist die Klippe, an der so manche Tugend scheitert. Man will ein gutes Leben führen, allein da soll Kleidung, Sitte und Umgang geändert werden und dazu fehlt es leider so Vielen an Muth.

21. Weit oben auf den Alpengebirgen steht eine sehr geschätzte Blume: man nennt sie Edelweiß. Vor den Blicken der Menschen scheint sie sich zu verbergen, um nur zur Ehre des Schöpfers zu blühen und zu duften. Wenn dies wollige Kraut auch noch so selten ist, so wird es um so mehr gesucht. Wie träumend schaut sie zum Himmel empor und kann so als Sinnbild der Einsamkeit, des stillen Heimweh's nach dem Himmel betrachtet werden. Diese prachtvolle liebevolle Blume mit ihrem zarten Roth mahnt uns an die Tugend der Sparsamkeit, die man aber nicht zu sehr üben darf, sonst könnte sie leicht in Kargheit und sitzigen Geiz umschlagen. Gott will, daß wir die Gaben, die er uns schenkt, wohl genießen sollen; doch soll man Sorge tragen, daß man seine Sachen in brauchbarem Zustand erhält damit nichts verdirbt oder zu Grunde geht.

22. Im März liegen sich Frühling und Winter gar oft in den Haaren; der Lenz will seinen Platz behaupten und der Winter

weigert sich abziehen; in diesem Streit wird es dem Winter aber schließlich doch zu warm; er packt seine Sachen und zieht brummend davon. Sogleich erscheint ein kleines Blümchen und macht den Leuten bekannt, daß Winter und Frühling sich ausgesöhnt haben und es läutet mit seinen weißen wohlriechenden Blüthenglöckchen dem Frühling ein Willkommen zu. Es versinnbildet die Friedfertigkeit und Verjöhnlichkeit, welche so gern das erlittene Unrecht verzeiht und bereit ist, das gute Einvernehmen mit dem Nächsten wieder herzustellen.

24. Es gibt einige Blümchen, die man gern zum Einfassen der Gartenbeete benützt, besonders das Marienblümchen und das sogenannte Leberblümchen. Sie mahnen uns an die Tugend der Ordnung und Pünktlichkeit, ohne die man weder im irdischen noch zeitlichen Leben vorwärts kommt.

25. Jederman kennt das Blümchen, welches so einsam am Ufer des Baches blüht und mit seinen prächtigen, himmelblauen Blüthen den Beschauer anlacht: es ist das Vergißmeinnicht. Vergiß mein nicht, so ruft uns Gott gleichsam zu—wende dich zu mir in der Noth und nicht nur in Zeit der Noth, sondern bete zu mir alle Tage deines Lebens; denn dadurch wirst du dir viele Gnaden erlangen und so deinen Endzweck leicht erreichen.

26. Das Rosmarinpflänzchen lohnt die Pflege, die man ihm angedeihen läßt, nicht nur durch seine immergrünen lilienförmigen Blätter und blaßblauen Blüthen, sondern gibt auch einen köstlichen aromatischen Duft von sich. In der Blumensprache bedeutet es so viel wie Dankbarkeit, jene Tugend, die Jedermann leicht ausüben kann. Mein Christ meide die Undankbarkeit, denn sie ist in Wahrheit die Wurzel alles geistigen Uebels, weil sie nach den Worten des hl. Bernard die Quelle der Frömmigkeit, den Zufluß der Gnade verstopft.

27. Es gibt eine Blume, die man Passionblume nennt, und diesen Namen hat sie erhalten weil ihre röthliche Blumenkrone

dem blutigen Dornenkranz ähnelt, die fünf Staubgefäße den fünf hl. Wunden; der Stengel die Geißel und das Blatt die Lanze bedeutet. Die rothe Blume der Leidenschaft sollte in jedem Herzen wachsen, denn unser Leben ist reich an Mühsalen und Beschwerden. Die Leiden sollen wir mit Geduld tragen, dann werden sie uns das Pfand des ewigen Heiles. Leiden sind immer der Antheil der Auserwählten und überzeugen uns am Besten von der Wichtigkeit alles Irdischen.

28. Der Herbst knickt viele Blumen; nur eine Blume hält ziemlich lange aus und steht da mit ihren großen purpurrothen, weißen oder gelben Blüthen und ist ein Bild des Gottvertrauens, wo man nicht von ablassen darf, auch wenn die Wetter der Trübsal über uns hereinbrechen und Alles unterzugehen scheint.

29. Die Wunderblume, auch Heliotrop genannt, ist wegen ihres gewürzhaften vanillenartigen Geruchs bei den Gärtnern sehr beliebt; sie wäre ein schönes Sinnbild der Zufriedenheit: die Hortensia das Bild der Unzufriedenheit, weil sie gleich ihr Köpfschen hängen läßt, wenn man ihr nicht beständig Wasser zuträgt.

30. Das schönste Blau, das in der Blumenwelt zu finden ist, gewährt uns der Enzian und mahnt uns beständig an den Himmel, an die Liebe zu Gott und warnt uns, ja keines seiner Gebote zu übertreten, wenn wir nicht auf ewig von dem Himmel ausgeschlossen werden wollen.

31. Oft sehen die Blumen ganz entblättert aus und aller Glanz und Duft ist dahin; denn bald fährt ein Sturmwind über sie hin, ein anderes Mal leiden sie unter dem eisigen Frost. So geht es auch mit der Tugend mancher Leute: sie wollen oft gut sein, allein ihr Wille ist nicht fest, die Tugend hat keine feste Wurzel gefaßt in ihrem Herzen. Man muß sich beharrlich üben, damit die Tugend immer tiefere Wurzel schlägt. Das passendste Sinnbild für die Beharrlichkeit im Guten ist das Wegwart; diese Blume hält aus selbst in der größten Trockenheit, wei

ihre Wurzeln tief in den Boden fassen. Wir dürfen in der Tugend nicht nachlassen, denn nur wer ausharrt bis zum Ende wird selig. Nur jene, deren Tugend erprobt ist, werden aus diesem Erdenleben ins Paradies versetzt.

Noch eine Blume gibt es, mein lieber Leser, deren Schönheit Niemand vollständig zu beschreiben im Stande ist. Bald nennt sie sich Eder auf dem Libanon, eine Cypresse auf Zion, eine Palme zu Cades, eine ausserlesene Myrthe. Bald auch nennt sie sich die Blume des Feldes und die Lilie des Thales. Sie blüht in keinem irdischen Garten sondern in den Gefilden des himmlischen Paradieses, wo sie Gott und die Engel mit ihrer Schönheit entzückt. Der Dichter besingt sie in jenem herrlichen Liede, welches mit den Worten anfängt: „Es blüht der Blumen eine auf ewig grüner Au—wie diese blühet keine so weit der Himmel blau.“ Diese wunderbare Blume aber ist Maria, die Himmel und Erde mit dem Wohlgeruch ihrer Tugenden erfüllt. Sie ist nicht nur Mutter Christi, eine Würde vor der alle andere Ehre in den Schatteln tritt—sondern sie ist auch unsere Mutter und hat zu unserer Erlösung sehr viel beigetragen und ihr haben wir vorzugsweise den göttlichen Verkehr zwischen Himmel und Erde zu verdanken. Sie führt aber nicht nur den Namen einer

geistlichen Mutter, sondern mit der größten Hingebung übt sie das Amt ihrer Mutterschaft an jedem Gläubigen aus der sich ihr als Kind ganz überläßt. Sie liebt uns als Mutter und liebt uns mehr als unsere Mütter, die uns das leibliche Leben gegeben haben; sie liebt uns aus Liebe zu ihrem göttlichen Sohne mit einer Zärtlichkeit und Hingebung, deren Größe wir wohl ahnen aber niemals begreifen können. Von ganzem Herzen freuen wir uns über die Gnade die uns Gott dadurch erwiesen, uns eine so heilige, liebende, mächtige und barmherzige Mutter gegeben zu haben. Mit kindlicher Liebe freuen wir uns auch der großen Glorie dieser gebenedeiten Himmelsmutter, wir freuen uns ihrer Liebe und ihrer Fürbitte, wir freuen uns der vielen Gnaden die sie uns vor dem Throne ihres göttlichen Sohnes erstelt; besonders aber freuen wir uns in der Hoffnung, daß jene Gnaden uns zu jenem unaussprechlichen Glück verhelfen, sie einst als Mutter im Himmel schauen zu dürfen. Unterdessen werden wir unermüdet fortfahren, sie zu lieben und anzuschauen und wir wollen ihr besonders in diesem Monate recht viele Blumen weihen und nicht blos die Blumen des Gartens—denn diese sollen nur der Ausdruck unierer Herzensgefühle sein, sondern wir wollen ihr darbringen den Schmuck wahrer Tugend, den Wohlgeruch guter Werke.



Die Ehe ist die Wurzel der Familie und der menschlichen Gesellschaft. Wie aus der Wurzel Stamm und Krone des Baumes, Blüten und Früchte kommen, so geht aus der Ehe in der menschlichen Gesellschaft nach Gottes Anordnung das ganze Leben der Menschheit hervor. Ist die Wurzel krank, dann ist auch Stamm und Krone von der Fäulniß ergriffen. Ist die Ehe entartet, dann entartet die Familie und die Gesellschaft. Mit dem Auf- und Niedergang der Ehe geht die menschliche Gesellschaft auf und nieder in ihrem sittlichen Leben, und in ihrer gesellschaftlichen Wohlfahrt.

Was Werth hat, das will behütet sein. Der Gelehrte bewacht ängstlich seine alten Pergamente; denn sie sind sein größter Schatz. Der Millionär behütet sorgsam seine Millionen; denn sie sind sein größter Schatz. Die Mutter wacht Tag und Nacht am Bette ihres kranken, fiebernden Kindes; denn es ist ihr größter Schatz. So soll die Christenheit das Kreuz Jesu Christi behüten; denn Christi Kreuz ist ihr größter Schatz. Nehmt das Kreuz aus der Welt, und ihr nehmt das Heil aus der Welt und mit dem Heile den Trost und mit dem Trost die Liebe.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y. as second-class matter, October 26, 1897.

## Editorielles.

### Was nun?

„Von Pest, Hunger und Krieg, erlöse uns, o Herr!“ So betet die katholische Kirche in der Allerheiligen Litanei.

Unsere Leser dürfen wir an diese Bitte wohl erinnern; denn wer möchte leugnen, daß die nächste Zukunft schwere Gefahren in sich birgt. Nicht so sehr wegen des begonnenen Krieges oder seines kaum zweifelhaften Ausganges, als vielmehr wegen der Folgen, die derselben nach sich ziehen wird. Ungläubige Menschen dürften vielleicht über die Worte der Kirche und ihre Besorgnisse wigeln und lächeln. Wir aber wissen, daß die Sprache der Kirche sich nicht in leeren Phrasen ergeht. Dies können wir auch aus der Haltung und den Aeußerungen unsers hl. Vaters, des glorreich regierenden Leo XIII., entnehmen. Ganz im Einklange mit der in unserem letzten Artikel über die Cuba-Frage ausgesprochenen Ansicht hat der Statthalter Christi auf Erden sich im Interesse des Weltfriedens energisch verwendet. Welche bittere Enttäuschung mag es dem greisen für Kirchenfürsten gewesen sein, daß die Nachgiebigkeit der spanischen Regierung an die Forderungen des Präsidenten McKinley schnöde desavouirt wurde. Welchen Eindruck die Wendung der Dinge auf das Herz des Papstes gemacht hat, beweist der folgende Vorgang: Als Leo am 14. I. M. in der Sixtinischen Kapelle das hlst. Opfer dargebracht hatte und sich eben vom Altare wegbegab, wendete er sich an seine nächste Umgebung mit den schmerzbelegten Worten: „Ich habe aus der Fülle meines Herzens zu Gott gebetet und mit Inbrunst Ihn angerufen, daß Er doch diesen schlimmen Krieg verhüten möge und nicht dulden wolle, daß mein Pontifikat im Pulver-

dampfe des Krieges enden möchte. Sollte mir aber dieser Trost nicht beschieden sein, so möge der Allmächtige mich zu sich rufen, damit mir dieser Anblick erspart bleibe.“ Alle Anwesenden waren tief erschüttert, als sie aus dem Munde des schwachen Greises diese wehmüthige Klage vernahmen.

Das wäre jedenfalls ein sonderbarer Katholik, der sein Herz dem Mitgeföhle für den Vater der Christenheit verschließen könnte.

Daß der Krieg eine Geißel in der Hand Gottes ist, womit er die Völker und die Welt züchtigt, hat die Kirche immerdar geglaubt und gesagt.

Daß Hunger und Pest die Würgengel sind, welche im Gefolge der Kriegesfurie schreiten, ist die Erfahrung der Geschichte.

Den Hunger in seiner schrecklichsten Gestalt wird unser Land wohl nicht zu sehen bekommen; aber die Masse des Volkes, welche schon seit Jahren über schlechte Zeiten zu Klagen hat, wird auf künftige bessere Zeiten, gerade in Folge des Krieges, kaum hoffen dürfen.

Das Schreckbild der Pest jedoch dürfte uns kaum erspart bleiben. Man denke nur an das jemalige Auftreten der Cholera in Europa nach den dortigen Kriegen in der jüngsten Zeit. Schrecklicher noch als Cholera, wäre das Gelbe Fieber, dessen Brutstätte gerade Cuba ist.

Was kann nun die Errungenschaft des Krieges sein, oder besser gesagt, was kann Gutes aus demselben kommen?

Wir können der Zukunft nicht vorgreifen und den Schleier nicht lüften, der die Ereignisse der nächsten Wochen verhüllt. Aber kommende Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Ein bedenkliches Zeichen ist darum die gerade jetzt erwachte Allianz-Luft der beiden Weltmächte: Großbritannien

und Ver. Staaten. England weiß doch recht gut, daß seine eignen Besitzungen in West-Indien sowohl wie in Canada früher oder später denselben Weg gehen werden wie Cuba. Denn der amerikanische Adler hat sein Seküste darnach schon längst kundgegeben.

Inzwischen mögen aber Wendungen in der Geschichte eintreten, wodurch diese nächsten Ziele der Politik in den Hintergrund geschoben werden. England hat offenbar die große Aufgabe des nächsten Jahrhunderts, die Erschließung der Neuesten Welt „China“ im Auge. Die daraus sich entspinneuden Schwierigkeiten, bei welchen es sämmtliche Großmächte der alten Welt zu confrontiren haben wird, lassen ihm nur einen sicheren Verbündeten: die Ver. Staaten.

Daher der so plötzliche Umschwung in den Beziehungen zwischen den beiden Ländern, die Niemand so begeistert befürwortet, als unser früherer Gesandter am Hofe von St. James, Herr G. J. Phelps.

Der Sieg über Spanien mag rasch und leicht genug erzwungen werden. Aber unsere cubanische Politik hat die Ver. Staaten der Reihe der kriegsführenden und erobernden Mächte zugefellt. Und darum werden wir uns fernerhin nicht mehr den Weltthändeln gegenüber passiv verhalten können, welche alle Reiche und Völker unter der Doppelschraube der Steuer an Gut und Blut siechen und franken machen. Das wird die schlimmste und sicherste Er-rungenschaft sein, welche wir mit der Perle der Antillen in Kauf nehmen.

Wo immer eine politische Schilderhebung, eine Insurrektion, eine Revolution, ein Freiheitssturm im Haß gegen Kirche und Gott gipfelt, handelt es sich gewiß nicht um Volksbeglückung und Volkserslösung! Nein, aber um das gerade Gegentheil!

Frei, stark und glücklich ist ein Volk nur, so lange es fromm, nüchtern und tugendhaft ist. Das beweist die Weltgeschichte

aller Zeit. Diese Wahrheit war den alten Heiden schon so klar und bekannt, wie sie heute jedem denkenden und gebildeten Menschen ist.

Die folgende literarische Novität ist jetzt aus dem Verlage von B. Herder, 17 S. Broadway, St. Louis, Mo., zu beziehen:

Der Jesuiten Sacchini, Jubencius und Kropf Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Uebersetzt von J. Stier, R. Schwickerath, F. Zorell, Mitglieder derselben Gesellschaft. Freiburg i. B. 1898.

XII, 470 S. M. 5; geb. M. 6.80. Wir werden in Betreff dieser Publikationen einen Artikel: „Katholische Pädagogik“ in nächster Nummer der „Rundschau“ bringen.

Uebereinstimmend mit zahlreichen anderen schmeichelhaften Anerkennungs-schreiben von Seiten Hochwürdiger Herren schreibt Rev. J. F. Mendl Montclair, N. J.:

“Enclosed please find two years subscription for the RUNDSCHAU. I confess, that I am not aware of a german monthly so full of instructive information for a christian family, as the RUNDSCHAU and I sincerely congratulate you on its able management and wish you every success.”

Für P. Athanasius Götte, O. S. F., Apostolischer Missionar von Shenxi, China, sind eingegangen: \$1.00 von Frau Josephina Lang in Kewaskom, Wisconsin, von „Un-genannt“ \$2.00 und von Maria Christgau in Grand Meadow, Minnesota 50 Cts., also bis jetzt zusammen: \$27.10.

Der heilige Vater hat, gedrängt durch die schrecklichen Zustände auf Cuba, in allerletzter Stunde noch den Bischof von Havanna auf eine Unterlassungssünde aufmerksam gemacht. Er beauftragte ihn nämlich, Kapuziner-Mönche nach allen

Theilen der Insel zu entfenden, um dem Volke Mäßigung, Veröhnung und Frieden zu predigen! Haben die berufenen Hirten auf der Perle der Antillen geschlafen, hat das Salz der Kirche auch dort seine Kraft verloren, hat auch dort der Klerus seinen Halt am Gewissen des Volkes verloren? Dem Worte des Papstes nach, ja! Eine apostolische Missionsthätigkeit in jüngsten Jahren, eine Machtenfaltung der lehrantlichen Thätigkeit der Kirche, müßte wohl in der Lage gewesen sein, das Wunder der Veröhnung und des Friedens unter der weitaus katholischen Bewohnerenschaft Cuba's wirken zu können. Ja, in allerletzter Stunde hätte diese Großthat noch erfolgreich über alles Erwarten werden können. Darüber mußten uns selbst Andersgläubige belehren. Schrieb doch in diesen Tagen noch der Chefredakteur der hochangesehenen „Illinois Staatszeitung“:

„Wären die Washingtoner Eingriffe in die Waffenstillstandsangelegenheit unterkriegen, so würde es vielleicht den päpstlichen Sendboten auf Cuba gelungen sein, auch die Insurgenten daselbst, die ja gleichfalls gläubige Katholiken sind, zum Eingehen auf den Waffenstillstand zu vermögen. Und dann war keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß doch noch eine Verständigung zwischen den Insurgenten und der jetzigen autonomistischen Regierung auf Cuba zu Stande gekommen wäre, etwa auf Grund einer freien Colonialverfassung nach der Art der canadischen.“

Der cubanische Klerus hat offenbar die Zeichen der Zeit nicht verstanden und hat die Gelegenheit vermißt, den Ruhmesblättern der Kirche ein neues glorreiches Kapitel beizufügen und die Krone des Martyriums auf manche Stirne zu drücken, die solcher höchsten Begnadigung würdig war. Denn wer möchte leugnen, daß die Wege der Missionäre mit Blut bethaut worden wären. Es ist bekannt, daß der frühere, so gefürchtete Mulatten-General Maceo jeden Priester, der es wagen sollte, in die Nähe seines Lagers zu kommen, mit Todesstrafe bedroht hatte. Und wer an der

brutalen Wildheit und der teuflischen Gottlosigkeit des berüchtigten Guerilla-Führers Maximo Gomez Zweifel hegt, der möge einmal das Werk „Marching with Gomez“ aus der Feder von Grover Flint lesen! Der Priester und Mönch, der solchen Tigern in die Hände gefallen wäre, der hätte hier so wenig Gnade gefunden, wie es die Opfer der Commune vor den Haken Frankreichs fanden.

Über wo und wann haben sich je glaubenseifrige, gottbegeisterte Missionare der Kirche durch Schrecken und Blut einschüchtern lassen? War es nicht immer ihr glühendstes Gebet, daß Gott die Palme ihres Sieges mit ihrem Herzblute röthen möchte, und ist nicht dem Blute unserer Martyrer immer so recht erst die Saat des Friedens und des Heiles entblüht?

Mag Waffengewalt auch Cuba jetzt selbstständig und frei machen, pacifiziert wird das unglückliche Land doch erst nur durch die Kirche werden können, wenn es überhaupt in Zukunft noch unter den civilisirten Ländern genannt werden soll. Darum wird das mahnende Wort des Heiligen Vaters auch seine Bedeutung noch haben, wenn der Lärm der Waffen schon verstummt sein wird!

„Dem Pittsburger Kath. Sängerbund“ sind wir für eine freundliche Einladung zum Besuch des großen Kirchenconcertes verbunden, das am 24. April in der Philomena-Kirche in Pittsburg statt hatte. Leider war es uns nicht gegönnt, anwesend zu sein, doch dürfen wir nachträglich unsern Glückwunsch zu dem schönen Unternehmen aussprechen. Der „P. K. Sängerbund“ umfaßt die folgenden Gesangs-Organisationen: St. Augustinus Männerchor, Riceville Männerchor, St. Antonius Männerchor von Millvale, St. Cäcilia Männerchor von Sharpsburg, und St. Peters Männerchor, S. S.

Die derzeitigen Beamten des Bundes sind: Rev. J. Otten, C. S. Sp., Präsident; Chas. Südle, Vice-Präsident; Philip J.

Jens, Sekretär; Joseph Zebacher, Schlagmeister; Joseph Graffelder, Bibliothekar; Caspar P. Koch, Dirigent; John Glomb, Gehülfs-Dirigent.

Zu dem Musik-Komitee zählen die Herren: Fr. Langer, Chas. Gulhörl, John Glomb, C. P. Koch.

Für das brillante Kirchenconcert hatten die folgenden Kirchenchöre ihre Kräfte zur Verfügung gestellt: St. Peters, S. S., St. Philomena, St. Marien (Sharpsburg), heilige Dreifaltigkeit, St. Augustins (Junior).

Das Programm des Abends war ein ganz exquisites; das Baton führte Herr Caspar P. Koch; Herr Franz Langer fungierte als Organist, Herr John Glomb als Accompanist.

Allen Mitwirkenden unser aufrichtiges Compliment!

Seit Jahren schon ist Schreiber dieses ein eifriger Befürworter solch gemeinsamer kath. Concert-Unternehmungen in den größeren Städten dieses Landes, und wiederholt hat er die segensreichen Wirkungen für das sociale und künstlerische Leben und Streben unserer Gesangs-, Musik- und Kirchen-Chöre geschildert, die aus solchen großen und imposanten Unternehmungen sich ergeben.

Daher auch die warmen Sympathien, die er hiermit der kath. Sängerkwelt in Pittsburg entbietet!

Zu den deutschen Tagesblättern, welche unsere Office durch ihre Zusendung beehren, gehört auch die „*Illinois Staatszeitung*“. Dieselbe beging nun in diesen Tagen den fünfzigsten Jahrestag ihrer Gründung, ihr Goldenes Jubiläum. So ist es uns eine angenehme Pflicht, ihr zu dem bedeutungsvollen Ereignisse unsere herzlichsten Glückwünsche darzubringen, wozu sich auch unsere persönliche Freude gesellt, diesem deutsch-amerikanischen Groß- und Weltblatt auch den Tribut unserer Achtung und Ehrung zu zollen.

Welche Verdienste sich die Ill. Staats-

zeitung im Laufe des letzten halben Jahrhunderts um das Deutschthum dieses Landes und die Wahrung und Förderung seiner edelsten Güter erworben hat, das zu schildern, ist eine Arbeit, einer besseren Feder würdig. Aber anerkennen und schätzen können wir sie um so rückhaltloser, da dies Blatt zur gegebenen Zeit auch Lebensfragen des katholischen Deutschthums mit der Würde und dem Ansehen vertreten und verfochten hat, wozu es seine ebenso conservative wie geistvolle editorielle Führung und seine Stellung in der Presse Amerika's befähigter. Wir erinnern hier nur an die warmen und gerechten Sympathien, welche es wiederholt den kath. Indianerschulen zuwendete.

Zur Feier ihres goldenen Jubelfestes erschien die Ill. Staatszeitung in einer illustrierten Pracht-Ausgabe von 72 Seiten großen Formates. Dieselbe bietet für den kommenden Geschichtsschreiber des Deutschthums in Amerika eine wichtige und reiche Quelle historischer Studien und ist ein Monument deutschen Geistes und glücklichen Erfolges auf dem Gebiete der Journalistik unserer Zeit.



Wie die Ehe, so ist das Haus, so ist die Familie, so ist das Volk, so ist die Gesellschaft. Das ganze Leben eines Volkes geht auf und nieder in dem Maaße, als die Heiligkeit und Würde der Ehe hoch gehalten wird.

Wenn des Lebens Mai vorüber, wenn die Jugendzeit verblüht und das Mannesalter dahingegangen ist, dann kommt das Alter und wir gehören zu denen, von deren Lebensbaum die Stürme des Lebens das salbe Laub schütteln, auf deren gebeugtem Haupt der Silberschnee des Alters liegt. Dann sehnen wir uns nach dem Wundergarten Edens, wo keine Thränen mehr fließen, wo wir in ewiger Jugendfreude, mit weißer Seide angethan und die Friedenspalmen in den Händen dem Lamme jauchzen werden.

## „Cruz de Cruce.“

### Das glorreiche Wirken der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert.

(Nach den berühmten Kanzel-Vorträgen des hochseligen Bischofes von Trier, Dr. Matthias Eberhard.)



ichtbarer, deutlicher als jemals nehmen in unserer gegenwärtigen Zeit alle Radien der Auflehnung und Empörung, welche die Zeit erschüttern, ihre bedrohende Richtung auf eine ausgezeichnete, lichtstrahlende Sielle der Welt. Wenn wir unsern Blick nach dieser Stelle, um welche immer mehr und immer dichter diese Radien sich zusammendrängen, hinlenken, so gewahren wir als den Mittelpunkt der Angriffe eine Ficherbarke, von einem priesterlichen Greife gelenkt, ein Schiffslein, auf- und nieder schwankend in den Wellen, oft in Wogen und Wetterwolken eingehüllt, aber immer doch wieder sich oben erhaltend, immer sich behauptend, jede Gefahr überragend, inmitten der wüthenden Elemente bereits von vielen Trümmern gebrochener Grözen rings umgeben, das schönste und seelenvollste Bild von Würde und Hoheit in dieser Zeit. Dieses geistige Schiffslein, das Augenmerk der Welt—wir kennen dasselbe aus dem Evangelium. Sein materielles Bild zeigt uns das Evangelium in einem armen Fischerfahne, der vor mehr denn achtzehnhundert Jahren auf dem Binnenwasser des galiläischen Sees schwamm, vom Sturme geschüttelt, von Jesus gerettet wurde. Sein erster Steuer-mann ist derselbe, der auch das Ruder dieses bretternen Rahmes auf dem galiläischen See in schwieriger Hand geführt hat und Simon Petrus heißt. Ich habe nicht nöthig, das Schiffslein weiter zu bezeichnen. Ich brauche Euch die Situation desselben auf dem Punkte, wo es gegenwärtig auf seiner die Jahrhunderte durchschneidenden Fahrt angelangt ist, nicht weiter zu beschreiben. Die Leiden des

Heiligen Vaters, die Leiden der heiligen Römischen Kirche, der Mutter und Lehrerin aller Kirchen, sind weltbekannt. Die gesammte Welt in gespanntem Interesse, in Schmerz, in Schadenfreude geschieden, in Liebe, in Haß gespalten, ist um das Schauspiel der ringenden Kirche und ihres den männlichen Kampf kämpfenden Oberhirten versammelt.

Wahrlich als Motto der erlebten Geschichte des Papstthums soll man süglicd auf die päpstliche Tiara, über den Apostolischen Stuhl unserer höchsten Hirten schreiben: „Auf dem Meere bin ich geboren; der Ocean ist mein Vaterland.“

Auf dem Meere, im Schiffslein Petri ist der Beruf und die Geschichte des Papstthums geboren und in Bildern vorgeedeutet zu schauen. Die heilige Schrift hat eine ganze Reihe von hierher gehörenden Scenen. Die Predigt Christi im Schiffslein Petri; sodann der heftige Sturm, der die Jünger zittern machte; die zeitweilige, wunderbar durch Christus gegebene Stille und Klarheit; zu anderer Zeit das Rudern des Schiffsleins in dunkler Nacht; zum Schlusse, nach der Auferstehung Christi das Heranziehen des Schiffsleins zu dem verklärten Herrn, der an dem ruhigen Ufer steht, das Bild der Ewigkeit, und den Petrus mit den übrigen Jüngern erwartet: diese verschiedenen von dem Erlöser geheiligten Auftritte und Scenen auf dem Meere,—es sind die Anfänge des Papstthums; seine Zukunft, seine Geschichte geht in diesen Scenen, wie in Lichtspiegelungen an uns vorüber. Die großen Zeitalter der Menschengeschichte gleichen den Meeren, welche mit ihrer Er-



habenheit und Schrecken die Erde umgürten, die an den Grenzen unmerklich in einander fließen, aber dem Seefahrer doch jenseits der zerfließenden Grenzen bald ihre großen Verschiedenheiten, ihre eigenthümlichen Gefahren und Schrecknisse offenbaren. Mit hochschlagenden Herzen, mit Spannung und Schrecken fuhren daher zur Zeit der großen Entdeckungen die Seefahrer zuerst auf neue, unbekannte Meere hinaus. Der Apostolische Schiffer, der an St. Petri Stelle das Ruder der Kirche führt, muß die wechselnden Stömungen der verschiedenen Zeitalter befahren. Auf dem Meere ist er geboren, der Ocean ist sein Vaterland; die Stürme sind sein Loos.

Alle früheren Zeitalter haben heilige Päpste an dem Anfange. So der heilige Petrus an der Spitze des Zeitalters, welches in den Katakomben seine Mutterkirche zu suchen hat; der heilige Erbbeister an dem Anfange des Zeitalters, das aus den Katakomben kam und das Banner des Christenthums frei, theilweise sehr geehrt, im Lichte der Sonne flattern ließ; sodann folgt der heilige Gregor I. und eröffnet das Zeitalter der Befehrung der neuen, durch die Völkerwanderung in die Länder geschleuderten Völker; am Aufgange des Mittelalters zu freier, religiöser und kirchlicher Entfaltung steht der heilige Gregor VII., der große Streiter; kurz, an der Pforte jedes Zeitalters steht ein heiliger Papst, das Zeitalter zu empfangen und der Kirche eine bestimmte Direction zu geben. Auch unser Zeitalter hat Gott mit einer solchen heiligen Persönlichkeit seinen geheimnißvollen, unergründlichen Gang antreten lassen. Wir danken ihm dafür; denn eingetaucht mit unserm irdischen Leben in diese dunkle Zeit, schöpfen wir daraus keinen geringen Trost, die Ueberzeugung, daß wir nicht verlassene, nicht verstoßene Kinder sind. Pius V. ist der Patron dieser Zeit. Die neuere Zeit hat schon in ihren Anfängen ein großes Feuer entzündet; es geht hin und her, bricht bald hier, bald dort bei verschiedenen Anlässen aus; es hat schon vieles zerstört und in

Asche gelegt: aber es gibt eine Institution, die wird in diesem Feuer nicht verbrennen; und wenn alle Denkmale der Gegend in Ruinen liegen, und wir längst zu Asche geworden sind, werden die Menschen der fernern Zukunft durch die Ruinen über unsere eingesunkenen Gräber gehen und diese Institution, das Papstthum, auffuchen und sich um dasselbe sammeln.

Seit den Tagen Pius V., des letzten Papstes, der von der Kirche den Heiligen gezählt wurde, tobt der große Kampf der Erhebung gegen den Stuhl Petri und Christus fort ununterbrochen in wechselnden Wirbel des Völkerlebens. Aber es erfüllt sich auch am Papstthum immerfort das Wunder der Verheißung: die Pforten der Hölle sollen es nicht überwältigen. Es kann keines Menschen Blick die ganze Kette der Erschütterungen überschauen, in denen der Angriff der finsternen Mächte auf den Mittelpunkt der Kirche sich fortpflanzt. Aber seinen Höhepunkt dürfte er erreicht haben unter demjenigen Nachfolger des hl. Petrus, den das prophetische Wort selbst als Crux de Cruce bezeichnet hat, unter dem Syllabus Papst, dem non-possumus Papst, dem Verkünder der Dogmen von der Unbefleckten Empfängniß und dem unsehnbaren Lehramte des Hirten von Rom: Pius IX.

Ein Mann wie Pius IX., in welchem die große katholische Weltkirche, die er repräsentiert, und darum das gesammte Christenthum angegriffen war; — dieser Angegriffene, ein Greis, ohne materielle Mittel, wehrlos, in welchem die Ordnung, Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit und höhere Autorität in der zartesten Form, wie in einem vergeisterten Ideal über dieser Erde steht, das ist gewiß die reinste, sinnigste und rührendste Erscheinung, welche die materialistisch gesinnte Gegenwart uns vor Augen stellt. Nicht wenige edle Herzen, welche nicht zur katholischen Kirche gehören, fühlen sich in innigster Bewunderung und Theilnahme von diesem idealen Bilde angezogen. Für die Kinder der Kirche aber, die in dem

Lichte des Glaubens in der Kirche den geheimnißvollen Leib Christi erkennen, welche die Verfolgungen und die Wundmale Christi vorzüglich in den Leiden nachgebildet schauen, die das edelste und vornehmste Glied am ganzen Leibe der Kirche, das Haupt, zu dulden hat, ist dies mehr als eine natürlich edle Erscheinung; es ist eine heilige Erscheinung, der wir eine religiöse Verehrung widmen. Jerusalems Würde ist schon seit achtzehnhundert Jahren nach Rom übertragen, und die Hügel von Rom sind dafür schon oft zum Kalvarienbergnachbildend das Leiden Christi geworden. Vor den Thoren Roms kam Jesus dem Petrus entgegen und sagte zu ihm: „Ich gehe nach Rom, um wieder gekreuzigt zu werden.“ Er deutete aber damit auf den Kreuzestod des ersten Papstes. Als Pius IX. in Rom das Bildniß des gekreuzigten Petrus sah, rief er aus: „Das ist mein Bildniß.“

Das Panorama des Lebens dieses Papstes, an erschütternden Scenen des Leides und der Prüfung so reich, wollen wir nicht entrollen. Ist es doch allbekannt und ein Glück und zwar das beste der Geschichte unserer Zeit und Welt selbst. Und hat Pius IX., wie Christus, sein Kreuz getragen, so fielen doch auch Lichtblicke vom Tabor drein und ermangelte sein Leben nicht der seltensten Triumphe und Jubiläen. War ihm ja auch das seit den Tagen des heiligen Petrus umerhörte Glück beschieden, das Silber Jubiläum seiner päpstlichen Weltregierung zu feiern!

Die Geschichte kennt wohl einen Papst, welcher hundert Jahre alt geworden; es ist Gregor IX., der auf der Grenzschiede des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts mit seltener Glorie regierte. Aber er war auch schon ein Greis von beinahe neunzig Jahren, als er Papst wurde. Der heilige Dñus war sechzig Jahre Bischof; aber noch niemand war bis jetzt fünfundsiebenzig Jahre lang Papst. Soll ich aber Päpste nennen, welche nicht einmal einen Monat regierten? Zehn wären mir zur

Hand. Unter diesen hat Bonifacius VI. nur fünfzehn Tage, Urban VII. nur zwölf Tage, Leo XI. sechs Tage, Stephan II. drei Tage regiert.

Fünfundsiebenzig Jahre waren das Zeitmaß, welches unser Heiland vor Augen hatte, als er zu Petrus sprach: „Einst wenn du alt geworden bist, wird ein Anderer dich binden und dich führen, wohin du nicht willst.“ Seit dem Jubiläum des heiligen Petrus sind aber volle achtzehnhundert Jahre hingegangen. Auf dem heiligen Stuhle, von welchem Petrus herabstieg, um als Martyrer in den Himmel zu gehen, sind ihm im langen Zeitlaufe bis auf Pius IX. zweihundertsechundsiebenzig Päpste gefolgt. Manche von ihnen bestiegen als junge Männer, in der Vollkraft des Lebens diesen höchsten Sitz; aber kein Einziger von ihnen regierte die Kirche fünfundsiebenzig Jahre lang. Es besetzte sich daher immer mehr die Meinung, bis zum Ende der Welt habe kein Papst zu hoffen, daß er die Jahre Petri, d. i. fünfundsiebenzig Jahre der Regierung der Römischen Kirche, vollenden werde. Man bemerkte im Gegentheile, daß gerade die Hirten auf St. Peters Stuhl auffallend kurz regierten; es war, als ob dem grimmigen Tod hier eine große Macht von Gott gegeben sei. Von den zweihundertsechundsiebenzig Nachfolgern des heiligen Petrus blieb der dritte Theil nicht einmal fünf Jahre auf dem Sitze; manche Päpste regierten nicht einmal ein Jahr, ja einzelne nicht einmal einen vollen Monat. Ist das Menschenleben überhaupt—nach der Sprache der heiligen Schrift—ein schnell abgebrochenes Zeit, ein Schatten, ein Rauch, so galt dies besonders von dem Leben der Hirten auf St. Peters Sitz. Und es ist sehr bedeutungsvoll, daß bei der Papstkrönung ein Herold ausruft: „Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt.“ Die Römer riefen jedem neuen Papste bei seiner Krönung zu: „Du wirst die Jahre Petri nicht erleben“, „non videbis annos Petri.“

Erst der 16. Juni 1871 hat diesen Zuuf verstummen machen.

Zu achtzigsten Jahre, wo der Mensch nur mehr als Ruine seiner selbst einherzuwandeln pflegt, stand er aufrecht; unter dem Silberhaare das blühende Antlitz, mit klarem, entschiedenem Geiste, mit lebhaftem Antheile, mit frischem, warmem Herzen, mit liebevollender Rede, mit seinem zutreffendem Worte, ein jugendlich blühender Greis, das ehrwürdige Bild alles Guten.

Als David, der gekrönte Sänger, von allen Seiten bedrängt war, flehte er zum Himmel hinauf: „Gott, gib mir ein frohes Zeichen.“ Und ein frohes Zeichen ist dieses Papstjubiläum gewesen für alle Zukunft! Gott hat den Heiligen Vater mit seinem zart besaiteten und empfindsamen Herzen ein beispiellos hohes und dabei blühendes Alter auf dem Apostolischen Stuhle erreichen lassen und uns in



Mit der Entfremdung von Gott und dem Christenthum ist über die ethischen Güter der Gesellschaft erst recht eine Dürre gekommen. Wie welkt dahin die Treue der Satten, die Ehrfurcht der Kinder, die Pietät der Untergebenen, die Biederkeit im Verkehr, die Liebe von Nachbar zu Nachbar, die Achtung vor jeglicher Autorität. O wie viel Dürre der Herzen, seitdem man, verfunken in eine Verherrlichung der Natur, sich dem Genußleben, einem sündhaften Wohlleben und im Dienste der natürlichen Sinnlichkeit der Anzucht sich ergeben hat. Wie viel Jugendkraft welkt dahin, wie verdorren die edelsten Vorzüge des Geistes und des Herzens auf diesen Wegen, so ist es, als ob mit der Fülle der materiellen Güter, die wir durch die Ausbeutung der Naturkräfte erwarteten, eine geistige Hungersnoth über uns gekommen wäre. Während wir täglich zu Spiel und Tanz geladen werden, wird der ungestillte Hunger nach Glückseligkeit und Herzensfrieden immer größer in den breiten Massen des Volkes. Mit der Fülle ist die Unzufriedenheit gekommen;

demselben das leuchtende Beispiel eines felsenfesten Glaubens und Gottvertrauens durch ein Vierteljahrhundert bewahrt. Darin sehen wir ein Zeichen, einen sinnfälligen Erweis, daß Gott seine Kirche, die Hirten und die Heerde behütet, und daß er seiner Kirche zu lieb, wenn die Zeiten außerordentlich sind, auch das Außerordentliche thut und der Kirche zu Heil und Frommen den tausend-, den achtzehnhundertjährigen Gang der Geschichte ändert.

Nun ruht der milde und doch so feste Schirmherr der Kirche in Gott, die große ernste Zeit der schwersten Sturm-Prüfung für das Schifflein Petri ist noch nicht vorüber. Und siehe, ein neuer, starker und erleuchteter Hirte steht am Steuer und auch sein Pontifikat trägt alle Zeichen einer besonderen Begnadigung und auch Leo's XIII. glorreiche Regierung neigt sich schon den Jahren zu, die einem Petrus und Pius beschieden waren!

mit dem Genuß der Hunger nach Frieden. Ich sterbe vor Hunger; das preßt sich, wie aus der Seele des verlorenen Sohnes, so heraus aus Millionen Herzen, selbst aus solchen, denen die Fülle des Reichthums und des Genußes beschieden ist.—Ich sterbe vor Hunger, das ist der Schrei der Entertnten der Gesellschaft, die von Gott, der Quelle des Friedens, sich abgewandt. Die schlimmste Hungersnoth ist und bleibt das ungestillte Sehnen des Herzens nach Frieden, den der Mensch ohne seinen Gott nie finden wird. Worin du gesündigt, darin wirst du gestraft. In Wahrheit, die Ausbeutung der Naturkräfte und das Wachsen des irdischen Besitzes begründet an und für sich weder die Wohlfahrt des Einzelnen, noch der Gesellschaft. Jede Hilfe, die wir außer Gott suchen, ist eine schwache Stütze, ist ein Stab, der bricht—wenn wir uns ausschließlich verlassen auf die Kräfte der Natur, auf das Diesseits unter Ausschluß des Jenseits, auf unser Können ohne Hinblick auf Gott, dann erfahren wir, daß jede Waffe, die gegen den Herrn geschmiedet ist, wirkungslos bleibt und jede Zunge, die sich wider ihn erhebt, verurtheilt wird.

## „Gehet zu Joseph!“

Von Rev. G. Wochner, S. J.



Am dritten Sonntag nach dem hl. Osterfest feiert die Kirche das Schutzfest des hl. Joseph. Die Fülle der Macht und der Gewalt dieses glorreichen Patriarchen muß in der That eine überaus große sein. Denn ihm hat der ewige Vater nicht etwa nur sein Volk anvertraut wie dem Moses einstens; nicht etwa nur die Erfüllung seines allerhöchsten Willens, wie einem Propheten, sondern seinen eingeborenen Sohn selbst, damit Joseph Vater sei alle sogar am Gottmenschen selbst vertreten möge und sagen könne: „Ich werde ihm Vater und er wird mir Sohn sein.“ Das ist eine Ehre, das ein Ruf, ein Vorzug und eine Würde, die denjenigen, dem sie von Gott verliehen, hoch emporhebt über Patriarchen und Propheten, über Apostel, ja über die seligen Geister selbst. Denn sie Alle sind nur Diener Christi; Einer allein soll Vater Christi heißen. „Ich werde ihm Vater und er wird mir Sohn sein.“—Wo ist nun dieser Hochbegnadigte? Wo dieser Auserwählte aus Tausenden? Suche ihn nicht auf Fürstenthronen, nicht in den Wohnungen der Großen dieser Erde. Nein; denn wollte Gott arm erscheinen und eine arme Jungfrau seine Mutter nennen, so wollte er auch einen Armen zum Nährvater sich ausersehen. „Das Schwache hat der Herr sich erkoren, um das Starke zu beschämen.“—Siehe dort in Nazareth, dem entlegenen Gebirgsstädtchen von Galiläa, dort findest du in einer ärmlichen Werkstätte einen Mann aus königlichem Geblüte zwar, und dennoch so schlicht, so einfach so ganz und gar verborgen. Demuth und Bescheidenheit ist sein ganzes Wesen, der Reinheit Glanz strahlt von seiner Stirne in voller Klarheit und seraphischer Gottesliebe flammt ohne Unterlaß im Heiligthum seiner

Seele. Das nun ist der Nährvater Jesu und der Schirmherr der Königin Himmels und der Erde; „Joseph der Sohn Davids“ wie Engelsstimmen ihn grüßen; „der gerechte Mann,“ wie die hl. Schrift ihn nennt. Ihn hat Gott gesetzt zum „Herrn über sein Haus und zum Fürsten über all sein Gut.“ O heilige Stätte! Nazareth! Arme und, doch wieder unendlich reiche Hütte! In dir findel sich das Paradies verborgen, ja der Himmel selbst. Denn dort muß wahrlich doch der Himmel sein, wo dieses Dreigestirn erglänzt. Erhaben mag Jerusalems Tempel gewesen sein,—aber die Hütte von Nazareth ist doch unendlich mehr. Zu Jerusalem war die Bundeslade allerdings und zwei Cherubim beschirmten sie mit ihren Flügeln. Aber zu Nazareth, auch unter dem Schatten zweier Cherubim, findet sich das Allerheiligste: Jesus, des göttliche Kind, ruhend in den schützenden Armen von Maria und Joseph. „Siehe da die Wohnung Gottes unter den Menschen.“ Und als Wächter und Hüter dieses Heiligthums, als dessen Haupt und Vater, als Herr und Fürst ist der hl. Joseph aufgestellt. „Ihn setzte Gott zum Herrn über sein Haus und zum Fürsten über all sein Gut.“ So erscheint der hl. Joseph mit großer Macht, ja mit Vateransehen sogar betraut dem Gottmenschen gegenüber, der, ihm unterthan in Allem wie das jüngste Kind, auch den leiseften seiner Wünsche befolgt: Er, der den Weltkreis regiert; der allmächtige, heilige, unendliche Gott!—„Ich werde ihm Vater und er wird mir Sohn sein.“—Einmal und nur ein einziges Mal schien die Sonne stehen zu bleiben in ihrem Lauf auf das Geheiß eines Sterblichen; und seit Jahrhunderten wird darum angestaunt die Macht Jesu's, Führers des auserwählten Volkes. Aber unvergleichbar mächtiger erscheint der hl.

Joseph. Denn nicht ein Gestirn, das am Morgen erscheint, um am Abend wieder unterzusinken, lenkte er; nein, sondern der göttlichen Sonne, Christus dem Herrn und dem Monde der Milde und Erbarmung, Mariä, der hochgebenedeiten Gottesmutter, wies er ihre Bahnen an. Ein Wink von Seiten des hl. Joseph und bereitwilligt folgen Jesus und Maria ihrem Führer und Vater auf öden rauhen Pfaden, die sie trennen vom Tempel, von Bekannten und Verwandten, und sie durch Wüsten führen in ein böses Land, bis nach Aegypten hin, das mitten in Finsterniß und Todeschatten liegt. Ein Wink—und wieder kehren Jesus und Maria in das Land Israel zurück mit derselben freudigen Ergebung ihrem Vater, Schützer und Lenker folgend. Und dort in Nazareth, welch' eine Herzenswonne war es nicht für Jesus und Maria stets den Willen desjenigen zu thun, den der Ewige gesetzt zum Herrn über sein Haus und zum Fürsten über all sein Gut.

Der Sonne und dem Mond weist der hl. Joseph ihre Bahnen an. Er sendet das Licht und es geht. Ruft—und eilig gehorcht es ihm. Die Sterne leuchten auf ihrem Posten und freuen sich. Bei Namen werden sie gerufen und sie antworten: „Da sind wir!“ Und leuchten mit Lust vor ihrem Herrn.“

Diese Macht nun, die sich im hl. Joseph nicht genug bewundern läßt, sie ist dem glorreichen Heiligen bis zur Stunde verblieben und wird ihm verbleiben ohne Ende. Denn heute noch steht er dem Herzen Jesu und Mariä nicht weniger nahe als ehedem. Vereinigt ja doch gerade diese drei hochheiligen Seelen die innigste, die feurigste Liebe; eine Liebe, die niemals erlöschen kann. Denn Glauben und Hoffen hören auf im Lande der Verklärung; die Liebe aber überdauert Alles. Darum wird aber auch die Macht des hl. Joseph gepriesen auf dem ganzen Erdenrund. Die weisesten Gottesgelehrten, die erleuchtetsten Geistesmänner, die heiligsten Seelen wissen

nicht genug von dem mächtigen Schutz und der wunderbaren Hilfe dieses Heiligen zu erzählen. Ja selbst in rein zeitlichen Angelegenheiten, wie beim Kauf und Verkauf, beim Gewinn und Verlust, bei Unternehmungen der verschiedensten Art, namentlich auch auf Reisen zu Wasser und zu Land.—Kurz, in zahllosen Fällen schon, hat sich der hl. Joseph als ganz besonderer Helfer erwiesen. Die hl. Theresia sagt darum, sie hätte sich noch niemals vergebens an den hl. Joseph gewandt. So gehe auch du zu diesem großen, wunderbaren Heiligen! Empfiehl ihm deine Seele und deinen Leib, dein Mähen und Sorgen, deinen Eingang und Ausgang. Vor Allem aber sei und bleibe ihm anempfohlen die letzte Stunde, die Stunde des Todes. Wird ja doch gerade der hl. Joseph allenthalben als Patron eines guten Todes verehrt und angerufen. War doch sein eigenes Sterben so unaussprechlich jelig. Jesus und Maria standen ihm helfend und tröstend zur Seite. Wie oft mochte der Heiland sein sterbend Haupt gestützt haben, damit er so recht verschieden möge in den Umarmungen seines Gottes und Herrn. Wie oft mochte Maria den kalten Schweiß von der Stirne ihm getrocknet haben. Und als er verschieden war, vergossen wohl beide, Jesus und Maria zusammen, heiße Thränen, so daß Alle, die da kamen, um Josephs Leiche zu sehen, auch hätten jagen können: „Seht, wie sie ihn so lieb hatten!“ Möge der hl. Joseph um seines Todes willen, der so kostbar war vor den Augen des Herrn, uns Allen die Gnade ersehen zu sterben wie er—in der Liebe zu Jesus und Maria!—



Schöner als alle Gärten ist der Garten Mariä. Denn es ist ein Garten, der durchaus grün und fruchtbar ist, in dem auch alles blüht und ausschlägt und die Blumen nie welken. Da soll es uns nicht anders sein, als hörten wir alle Blättlein, Zweiglein, Gräslein, Blüten, Schosse und Sprossen zu uns sprechen: „Es lebe Maria!“

## • Vom Musikalienhändler. •

### Musikalische Rezensionen und Bemerkungen.

Von P. Ludwig Bonvin, S. J.

Aus dem Pustet'schen Verlag sind mir zur Rezension folgende drei Werke zugegangen:

1.) F. G. E. d. Stehle. Preis-Messe "Salve Regina" für Sopran und Alt (obligat) Tenor und Baß (ad lib.) und Begleitung der Orgel. Achte, unveränderte Auflage.

Diese lebensfrohe, schwingungsvolle, sich schon wenigstens 25 Jahre lang bewährende und nun in 8. Auflage erscheinende Messe durch ein längeres Referat empfehlen zu wollen, hieße wirklich Eulen nach Athen tragen. Sie ist von den zur Besprechung vorliegenden Messen die populärste, rhythmisch und melodisch prägnanteste und trotz ihrer Einfachheit harmonisch reichste.

2.) F. Singenberger. Missa in hon. purissimi cordis B. M. Virginis, für 4 stimmigen gemischten Chor und Orgel. Partitur 40c. Auch diese Messe ist eigentlich eine zweite Auflage; denn sie erschien zuerst als Beilage zum Jahrgang 1896 der Singenberger'schen Cäcilia. Sie ist im bekannten leichtfaßlichen, kirchlichen Geist alhmenden Style des Autors geschrieben. Das Credo wechselt ab zwischen Choralmelodien der dritten offiziellen Singweise und selbständig komponierten vierstimmigen Sätzen: eine Einrichtung, die wegen des empfindlichen Gegensatzes von lakt- und nichtlaktmäßigem Rhythmus zu Bedenken Veranlassung gibt.

3.) Cantuarium sacrum. Lateinische kirchliche Gesänge für eine Oberstimme und drei Männerstimmen, gesammelt und komponiert von Mitgliedern des Cäcilienvereins der Diöcese Münster, herausgegeben von Friedrich Schmidt. Partitur 80c.

Stimmen ebensoviel. Diese in schöner Ausstattung von F. Schöningh hergestellte und bei Pustet in New York in Depot befindliche Sammlung dürfte manchen Chören, deren Oberstimmen von Knaben besetzt sind, gute Dienste leisten, wegen der im Titel angegebenen in nicht vielen Werken vorkommenden praktischen Stimmeneinrichtung. Der Inhalt ist ein recht reicher: nämlich 69 den verschiedenen Bedürfnissen des Kirchenjahres und der kirchlichen Andachten rechnungstragende Nummern sowohl älterer als namentlich noch jetzt wirkender norddeutscher Cäcilianer. Der Werth der ein zehnen Stücke ist ein verschiedener; neben ausdrucksvolleren Kompositionen macht sich auch eine gute Anzahl recht trockener breit. Im kirchlichen Style sind sie jedoch alle gehalten.

Die 4 zunächst folgenden Werke sind aus dem Schwann'schen Verlag in Düsseldorf, Depot bei Jos. Fischer in New York.

4.) Aug. Wilberger Op. 72. "Ave Maria" deutsche Marienlieder für dreistimmigen Frauen- oder Kinderchor mit Orgelbegleitung.

Rechtschaffen, im kirchlichen Geiste geschriebene Musik, die Frauenchören zu eigener und fremder Erbauung dienen können. Die Orgelbegleitung hat außer Vor- und Nachspielen mehrmals mit den Singstimmen alternirende Sätze.

5.) P. Griesbacher. Op. 28 Missa "Justitiæ Domini" für Sopran, Alt, Tenor und Baß.

Die Messe hat ein sichtlich und innig klingendes „Christe“, besteht im Uebrigen aus traditionellen melodischen, rhythmischen und harmonischen Formeln, die sich handwurm

artig fort und fortwinden. Sie ist eine wohlgelungene Schulübung im Vokalsatz, welche die Singstimmen richtig behandelt, sie alle in günstige Lagen bringt, so daß der Gesamtklang ein recht voller sein wird; der Inhalt dieser Tonstuthe ist aber gedanken- und gefühlsarm.

6.) W. Schöllgen. Op. 6. Missa in hon. S. Henrici, für 4stimmigen gemischten Chor. Bei Durchsicht dieser Komposition wurde ich in meine Ansicht bestärkt, daß es nicht empfehlenswerth ist, eine ganze Messe auf denselben Motiven zu bauen. Die so erhaltene Einheit wird durch Einönigkeit erkauft. Ist es eine gefährliche Kompositionsweise selbst bei Orchesterwerken wie die Liszt'schen symphonischen Dichtungen, in welchen doch all die Mittel des abwechselnd hellen und dunkeln Colorits, des weiten Umfangs, der uneingeschränkten rhythmischen Umbildungen, der mannigfaltigen so charakteristischen Harmonien des modernen Orchesters zu Gebote stehen, um wie viel gefährlicher und zur Monotonie zwingender muß eine solche bei den engen Schranken einer liturgischen Komposition überhaupt und eines diatonischen a capella Gesangwerkes im besonderen sein! Auch die „Alten“ sind in ihren derartigen Werken der Einönigkeit und dem Einerlei anheimgefallen. So wird dem die vorliegende Messe ermüdend wirken, zumal sie ebenfalls, wie die „Alten“ ruhelos, so zu sagen, ohne Interpunktion ihre Sätze in einander schachtelt. Auch von ihr gilt das von Griesbacher's Opus 28 Gesagte. Soeben lese ich ein Referat einer bekannten kirchenmusikalischen Autorität, welches Schöllgen's Messe eine „außerordentlich tüchtige Arbeit“ nennt. Ich bedaure, obiges Urtheil auch diesem Ausspruch gegenüber aufrecht halten zu müssen: ich kann dem Werk nur technische Tüchtigkeit, nicht aber ästhetisch höheren Werth zuerkennen. Trotz alledem sind sowohl Griesbacher's als Schöllgen's Messen nicht tiefer zu stellen als die meisten zur Zeit geschriebenen kirchenmusikalischen Werke: sie alle gehen eben nicht über die

Schablone und die äußerliche Geschicklichkeit hinaus.

7.) Sechs fünfstimmige Motetten von Giovanni Pierluigi da Palestrina für fünfstimmigen Männerchor eingerichtet von H. Beverunge. Es sind gewandte Bearbeitungen, welche den Männerchören eine nähere Bekanntschaft mit der Muse des berühmten Kirchenkomponisten des sechzehnten Jahrhunderts vermitteln.

8.) Theodor Baker. Ueber die Musik der nordamerikanischen Wilden. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Eine schon 1882 erschienene Broschüre, zu deren Kenntniß ich erst letzthin durch die zuvorkommende Freundlichkeit des Verfassers gelangte. Ein Werk über die Musik, in der sich das Empfinden der echten Amerikaner, der von uns verdrängten und mitten unter uns ethnische Dasen bildenden ursprünglichen Bewohner unseres Continents abspiegelt, muß für uns ein eigenthümliches Interesse haben. Der Indianer ist von zähstem Conservatismus und bewahrt die von seinen Vorfahren überkommenen Lieder wie ein Heiligthum. So wurde es Herrn Baker möglich, aus dem Munde der Indianer selbst diese Ueberbleibsel einer verschollenen Vergangenheit, welche noch bei den verschiedenen Indianerfestlichkeiten in Uebung sind, zu vernehmen, und dieselben sorgfältig zu notiren. Seine Sammlung umfaßt 32 charakteristische Melodien, von denen er die 10 ersten in der Seneca-Reservation in der Nähe von Buffalo kennen lernte. Dieser Sammlung schickt er eine interessante Abhandlung über Bedeutung der Musik bei den Indianern, deren Vortrag, Tonart, melodische Folgen, Rhythmus, Schriftzeichen und Instrumente voraus. Kunstwerth haben die musikalischen Ergüsse unserer Nothhülle nicht, aber interessant sind sie in mancher Beziehung. Eine Benützung solcher „wilder“ Themen zum Vorwurfe größerer Orchesterwerke ist demnach nicht rathsam. Me-

Dowell's zweite Orchester suite, die india- nische, steht denn auch trotz einzelner Schön- heiten, an Natürlichkeit, sympathischer Aus- drucksweise und Formvollendung seiner ersten, auf selbsterfundnen Themen erbauten merklich nach. Wir sind eben keine India- ner, empfinden nicht wie sie, und eine Wei- terentwicklung ihrer musikalischen Andeu- tungen führt zu gezwungener und gesuchter Ausdrucksweise.

Mit dem soeben besprochenen Werke hat folgendes eine gewisse engerne Verwandt- schaft, indem auch letzteres Melodien eines in der Civilisation zurückgebliebenen Volkes enthält; ich meine

9.) M. Balakirew's Sam- lung von russischen Volks- melodien (Leipzig, M. P. Belaieff) die mir in der von Sergennois besorgten fran- zösischen Uebersetzung vorliegt. Schon oft hatte ich in musikalisch russophilen Artikeln gelesen, wie der Volksliederschatz der Russen selbst den deutschen an Schönheit, Originalität, Abwechslung und Reichhal- tigkeit übertreffe, und im besondern, daß die Harmonisation von 40 russischen Mu- stervolksweisen seitens Balakirew's genü- gen würde, den Bearbeiter in der Kunst- geschichte unsterblich zu machen. Ich war deßhalb nicht wenig gespannt, als mir neu- lich die betreffende Sammlung zukam; aber nicht geringer war meine Enttäu- schung. Balakirew hat allerdings in seiner Klavierbegleitung aus den dürftigen Melo- dien so viel wie möglich gemacht; aber das Substrat ist viel zu armüthig, als daß sich auf demselben ein monumentum aere perennius errichten ließe. Viele der Lieder hören sich an wie die rudimentären Melo- dien, mit welchen Kinder ihre Spiele und Tanzbewegungen beleben; andere lauten als hätte der Zufall die Noten zusammen- gewürfelt. Wenn die meisten deutschen Volkslieder als Urheber gekannte Musiker haben, so ist es dagegen bei den russischen wahrscheinlich, daß sie nicht von Fachleuten stammen. Das gleiche gilt von den Dich- tungen, falls man die meisten Texte über-

haupt als Dichtungen bezeichnen will. Alle sind sie sehr naiv und primitiv; manche sind einfach Aufzählungen von Felbarbeiten oder Verrichtungen des täglichen Lebens; andere besingen wenig besingenswerthe Vorgänge, z. B.: „O wecket nicht meinen Vater; o wecket ihn nicht. Mein Vater schläft mit einem vom Rausch verursachten Kopfschmerz, o mit einem vom Rausch verur- sachten Kopfschmerz, nach großen Trinkausschweifungen, o, nach großen Trinkausschweifungen! Und meine Mutter, auf dem andern Flußufer, o, auf dem andern Fluß- ufer, bereitet Brantwein,“ u. s. w. Seite 37 bringt ein geradezu abstoßendes, barba- risches Lied; ich übersehe und citire es ganz: „Klinge, klinge, mein Dudelsack, poche, mein Eichenknüttel: s'ist Vergnügen, s'ist Vergnügen für mein Mädchen. Klinge, klinge mein Dudelsack! — Stiefvater fiel vom Kachelofen; hinter den Trog ist er gefallen; s'ist Vergnügen, s'ist Vergnügen für mein Mädchen. Hinter den Trog ist er gefallen. — Hätt' ich's gewußt, rief sie aus, ein wenig höher hätt' ich das Bett gestellt. S'ist Vergnügen, s'ist Vergnügen für mein Mädchen; ein wenig höher hätt' ich das Bett gestellt. — Ein wenig höher hätt' ich das Bett gestellt: Stiefvater hätt' sich den Hals gebrochen. S'ist Vergnügen, s'ist Vergnü- gen für mein Mädchen. Stiefvater hätt' sich den Hals gebrochen. — Er ist gefallen hinter den Trog; an Ochsenfleisch ist er erstickt. S'ist Vergnügen, s'ist Vergnügen für mein Mädchen. An Ochsenfleisch ist er erstickt.“ Und diese brutalen Worte dienen als textliche Unterlage einem wirbelwind- artigen Ringeltanz im Regierungs-Bezirk Tambor!

10.) Kir chen m u s i k a l i s c h e s Jahrbuch für 1898, herausgegeben von Dr. F. X. Haberl. Pustet, New York. 75 Cents. Dieses mit wissenschaftlichem Fleiß und Ernst ausgearbeitete Jahrbuch muß von jedem kirchennusikalischen Fach- mann stets mit Freude begrüßt werden. Dieses Jahr erscheint es noch umfang- reicher als gewöhnlich durch auf 84 gestie-



gene Seitenzahl der das Officium hebdom. sanctae von Victoria abschließenden Musikbeilagen. Die Abhandlungen und Kritiken bieten eine Fülle des Interessanten und Belehrenden, unter Anderem „geschichtliche Bemerkungen über die Notation, von Dr. H. Bellermann.“ „Wie bringt man Vokalkompositionen des 10. Jahrhunderts in Partitur? von F. X. Haberl. „Die Provinzialkonzilien über die Kirchenmusik,“ von P. Raph. Molitor. „Wie steht der Cäcilienverein zur Instrumentalmusik?“ von Edmund Langer. „Neuere Chorallubdien von Dechevrens, Treischer, Lombard und Zakebshthal besprochen von P. G. Sietmann, S. J. Letztere Kritik in Verbindung mit den früher in der deutschen und französischen Musica sacra über fraglichen Gegenstand erschienenen Artikeln ist von spannendem Interesse. Es kann nun als erwiesen gelten, daß der Choral ursprünglich taktmäßig komponirt war. Lieft man die Citate aus den mittelalterlichen Musikschriftstellern im Zusammenhang, stets die Ergänzung, die sie sich gegenseitig verschaffen, im Auge behaltend, so muß man staunen, wie man Jahrzehnte oder vielmehr Jahrhunderte lang diese Autoren mißdeuten konnte. Aber man ging eben von dem als unerforschlich angesehenen Grundsatz der Taktfreiheit des Choral aus, und nach dieser a prioristischen Anschauung mußten sich die Lehrworte der alten Schriftsteller die unnatürlichsten Erklärungen gefallen lassen.

Die gottesdienstliche Choralpflege wird nun durch die Entdeckungen und Aufklärungen des französischen Jesuitenpaters Dechevrens und anderer Gelehrten nicht berührt: derjenige Choral ist der officielle, den Rom als solchen bezeichnet. Die Bedeutung der Forschungsergebnisse ist zunächst eine historische. Eine praktische Folgerung jedoch kann und muß man aus der neuerworbenen Einsicht ziehen, nämlich, daß Komponisten, die zur Erhöhung speciell kirchlichen Charakters Choralmelodien in ihren Werken einflachten und erstere na-

türlich in Takt bringen, in Zukunft der Vorwurf der Vergewaltigung des „seinem Wesen nach taktfreien Choral“ erspart bleiben muß, ein Vorwurf, der denselben bisher selbst dann gemacht wurde, wenn sie eingestandenermaßen die Choralbruchstücke so elastisch in Takt brachten, daß dieselben durchaus natürlich und ungezwungen dahinslossen.

Aus der Abhandlung über die Provinzialkonzilien ist ersichtlich, daß „Kirchenmusik“ mehr ist, als „Musik in der Kirche.“ Man kann auf diesen Punkt nicht oft genug aufmerksam machen, gewahrt man ja, wie oft selbst diejenigen, die kraft ihrer Amtsstellung zunächst auf Würde des Gottesdienstes bedacht sein sollen, ihre diesbezüglichen Pflichten theils aus Ignoranz, theils aus Mangel an Muth, vernachlässigen. Sie haben sich eben nie mit den einschlägigen Vorschriften der Kirche ernstlich befaßt, noch sich bemüht von der Musiksprache etwas zu verstehen, über welche, wenigstens insofern es sich um Kirchenmusik handelt, sie nolentes volentes amts halber und praktisch ein Urtheil abgeben müssen, das vor Gott und ihrem Gewissen bestehen kann. Es fehlt vielfach an dem Muth, der nöthig ist, um sich durch Abschaffung von Mißbräuchen oder durch genaue Durchführung der Chorrubriken, dem, übrigens oft nur imaginären und meist ungefährlichen Mißfallen dieses oder jenes urtheilslosen und weltlich gesinnten Kirchenbesuchers auszusetzen.

Ich will schließlich noch auf den Langer'schen Artikel über Instrumentalmusik hinweisen; derselbe ist in sehr verständiger, klar und scharfunterscheidender Weise abgefaßt. Wenn auch wegen der leicht sich einschleichenden Mißbräuche und der thatsächlichen skandalösen Verwendung der Instrumente in den meisten bisherigen Messen, die Kirche in der Gestattung der Instrumentalmusik beim Gottesdienste zurückhaltend und vorsichtig sich zeigt, so waltet doch kein Zweifel ob, daß diese Mißstände der Instrumentalmusik an und für sich durchaus nicht wesentlich sind. Das ist die Ueberzeugung,

in der ich neuerlich wieder bekräftigt wurde bei Ausführung einer Instrumentalmesse; die Orchesterbegleitung klang ebenso würdig, audächtig und getragen, mit einem Worte, war ebenso kirchlich wie eine Orgelbegleitung. Aber die Musik muß eben in der Stimmung und in der technischen Ausführung dem Zwecke entsprechend gestaltet sein, und es muß ein für allemal auf die übertriebene, rappende Beweglichkeit der Geigen, auf die Fanfaren und das Getöse des kirchenmusikalischen Rococo-Styls verzichtet werden.



Von S. Herrmann.

1.) L. Bowin. Cantus Sacri. Op. 5. Fest-Offertorien, Herz-Jesu und Marienlieder für vierstimmigen gemischten Chor. (L. Schwann, Düsseldorf, Depot Jos. Fischer, New York.)

Chordirigenten, welche echt kirchliche, aber ausdrucksvolle und einmal auch etwas Neues bietende Kompositionen wünschen, finden in obiger Sammlung, was sie wünschen. Dieselbe enthält 24 lateinische, 6 deutsche und englische Gesänge, deren Ausführung ausnahmslos sich lohnen wird und theils geschulteren, theils schwächeren Chören willkommen sein werden. Der Verfasser ruht auf den großen Vorbildern älterer Zeit, ohne auf die Errungenschaften der Neuzeit zu verzichten; er bietet sowohl Liebhabern der Diatonik als Anhängern der reicheren modernen Farbengebung Nummern hervorragenden Werthes. Die 5 Festoffertorien sind polyphon gehalten und dürfen getrost Kleinodien der betreffenden Gattung genannt werden, in denen die contrapunktliche Arbeit nicht etwa zu Gezwungenheit, Dürre und Unklarheit führt, sondern dem Wohlklang, dem Ausdruck und einem innerlich reichbewegten Leben dient. Ich lenke zudem die Aufmerksamkeit auf die breiten, sich steigenden Schlüsse, z. B. in No. 1 und 2, auf die wohlthuende Contrastwirkung der homophonen Stellen nach vorhergegangenen bewegteren Theilen, vergleiche das Text-

entsprechende, "et quievit" in No. 3. Wunder schön muß auch das in demüthigem Gebele pianissimo beginnende, nach und nach zu größerer Inbrunst sich emporhebende Offertorium für das Pfingstfest klingen. Unter den mehr homophonen Gesängen zeichnet sich die für die Adventszeit bestimmte No. 14 ganz besonders durch eindringliche, den Text anschaulich illustrierende Melodie aus; man beobachte nur, wie schön der Gesang der drei ersten Takte des Stückes durch Verwandlung in Moll bei "quare moerore consumeris" edle Trauer ausdrückt; wie bei "Salvabo te" die Stimmung sich wieder aufrichtet; wie die mit dem herrlichen, unerwarteten Einsatz in C-dur bei "Ego enim sum Dominus" beginnende Stelle von der Kraft und Majestät des Herrn gleichsam durchdrungen erscheint, um dann im "Redemptor tuus" in milden und innigen Tönen weiter zu klingen. No. 26 „Eine Jungfrau zart“ ist eine poesie-duftende Komposition von einer „zarten“ Melodie und Harmonirung, wie sie nur ein echt christliches, die Himmelskönigin verehrendes Musikerherz erfinden kann. So möchte ich noch die vielen Schönheiten in den übrigen Nummern durchgehen, wenn der einer derartigen Recension gegönnte Raum es gestattete. Durch das Gesagte hoffe ich jedoch die Herrn Chordirigenten schon veranlaßt zu haben, dieses auch in schöner äußerer Ausstattung sich darstellende Heft prüfend zur Hand zu nehmen, und aus demselben ihre Sänger oft zur Verherrlichung des Gottesdienstes singen zu lassen.

2.) L. Bowin. a) Missa in hon. S. Berchmans für 4stimmigen gemischten Chor und Orgel.

b) Missa in hon. S. Ludovici, Regis, für 4stimmigen gemischten Chor und Orgel.

Beide bei Pustet, Regensbrugg und New York erschienen. Partitur 75 Cts., 4 Stimmen 40 Cts.

Ich glaube mein Urtheil nicht besser zusammenzufassen zu können, als mit den Worten eines amerikanischen Kritikers, der die

Messen schwungvolle Kompositionen nennt, welche die Kirchlichkeit alter Formen glücklich mit dem Colorit moderner Mittel verbinden. Was mir an dieser liturgischen korrekten und kirchlichen Geist athmenden Musik besonders hervorhebenswerth erscheint, ist der architektonische Aufbau der Sätze. Es sind keine, wie sonst leider nur zu oft der Fall, einfach an einander gereichte, innerlich zusammenhangslose Bruchstücke; die Theile bauen sich vielmehr zu einem größeren, vielfach sehr imposanten Ganzen auf. Ferner wirkt der harmonische Reichthum sehr wohlthuend, namentlich bei den längerer Stücken. Hier möchte ich aufmerksam machen, daß durch geschickte Vorbereitung und allmälige Einführung neuer Harmonien auch Stellen, die beim ersten Blick schwierig erscheinen (z. B. „Et iterum“, Berchman M.) bei näherem Betrachten und in der Praxis sich als unschwer erweisen. Ein weiterer Vorzug dieser Messen ist der Stempel der Einheit, welchen die Erfindung und Verwerthung der Themen denselben aufprägen. So ist z. B. in der Berchmans-Messe das „Christe“ eine Umkehrung des ersten „Kyrie“: aus dem letzteren entstand durch Ausfüllung des Quintensprunges das wirkungsvolle „Cum Sancto Spiritu“ und das „Hosanna“ des „Sanctus“.

Das nämliche erste Kyrie ist wieder im reichgestalteten zweiten Kyrie erkennbar und tritt in lechlerer Form am glänzendsten entwickelt bei „Et vitam externam“ auf. Im 8.—10. Takt des Kyrie erscheint im Sopran ein schöner Contrapunkt, der sich dem die eigentliche Kyrie-Melodie vortragenden Bass entgegenstellt; vermöge seines flehenden Charakters eignet er sich besonders zu ernstwehmüthigen Textstellen. Derselbe ist denn auch leitmotivartig in der Messe ganz oder bruchstückweise verwerthet z. B. im innigen „Qui tollis“ des Gloria, im Crucifixus, in remissionem pec. u. f. w. Aehnliches ist bei der Ludwigs-Messe der Fall. So ist die im Credo mehrfach verwendete Melodie des „Patrem om-

nia“ eine Umkehrung des ersten Kyrie-Themas, welches hinwiederum in seiner ursprünglichen Gestalt eine wichtige Rolle spielt und derselben eine sanfte und zu Herzen gehende Stimmung verleiht. Die Stimmführung verräth in beiden Kompositionen einen erfahrenen Gesangsdirigenten. Trotz der vielfach auftretenden contrapunktlichen Kunstform herrscht überall Klarheit. Der Autor schrickt nicht vor neueren Freiheiten zurück.

Die Quinten in der Orgelbegleitung des „Christe“ und „Benedictus“ der Ludwigs-Messe sind absichtlich und klingen in der That gut, wie man sich nach dem Schrecken des ersten Anblicks überzeugt. Derartige Quintensolgen werden übrigens in dieser durch neutralisirende Akkordbestandtheile und Stimmführungen bewirkten Form von modernen Theoretikern gebilligt und finden sich in neueren Kompositionen (Wagner, Liszt, zc.) häufig vor.

Nicht zu viele Messen können sich, so scheint mir, was kirchlichen Charakter und zugleich Schönheit und Kunstwerth betrifft, mit den Bonvinschen messen, speziell mit der Berchmans-Messe, welche in klanglicher Beziehung vielleicht noch günstiger gesetzt ist, als die andere.

c) Leichte Lauretanische Litanei für 4stimmigen gemischten Chor und Orgel. (Jof. Fischer, New York, 35 Cents.)

Eine recht melodiose, leicht ausführbare, dabei doch nicht leichtwerthige Komposition, welche durch die erlaubte Form der Zusammenfassung mehrerer Anrufungen an Abrundung und Einheit sehr gewonnen hat und auch Kirchenmusikern einer weniger strengen Schule gefallen wird. Solch anziehende Melodien sind geeignet für das von der Kirche gern Gesehene, hier zu Lande aber seltener Singen der lauretanischen Litanei einzunehmen.



Es gleichen sich oft die entferntesten Zeiten; die Gegenwart spiegelt sich in der Vergangenheit und aus jerner Vergangenheit kann man oft für die nächste Gegenwart lernen.

## M i s c h e n .

Von Rev. Pius N. Mayer, O. C. C.



nicht umsonst wird darüber geklagt, daß der Zuwachs an Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten nicht den Ziffern katholischer Einwanderung und natürlicher Fortpflanzung entspricht. Der Gründe gibt es viele, aber zwei sind hauptsächlich dafür verantwortlich, der Mangel an katholischen Schulen und die gemischten Ehen. Dem ersteren Mangel wird mehr und mehr abgeholfen, dagegen sind die gemischten Ehen im Wachsen, und es gibt eine große Zahl von Katholiken, die absolut nicht einsehen können oder wollen, warum ihre Kirche diesen Ehen ablehnend gegenüber steht, und wenn sie dieselben überhaupt duldet, nur dem Grundsatze entsprechend handelt, daß zwischen zwei Uebeln das Kleinere zu wählen ist.

Sehen wir uns nun diese Gründe etwas näher an, und die Kirche wird gerechtfertigt dastehen, während mancher „liberale“ Katholik etwas ernster über diese Ehen denken lernen wird.

Die Geschichte beweist zur Evidenz, daß die schrecklichsten aller Bürgerkriege von jeher und überall die Religionskriege waren. Wir erinnern nur an die Albigenser und Hugenotten Kriege in Frankreich, den 30jährigen Krieg in Deutschland, die Kämpfe in den Niederlanden. Die Intensität und Bitterkeit eines Kampfes richtet sich nach dem Werthe, der in dem Geiste der Kämpfenden dem Kampfobjekte inwohnt, und Religion war stets das Objekt, das selbst in den Augen von gleichgültigen Christen das Wichtigste und in das tägliche Leben eines Jeden am Tiefsten Eindringende war. Deshalb sind in einem solchen Kampfe alle Leidenschaften bis zur Tiefe aufgewühlt, alle übrigen Rücksichten mißachtet, der Mensch wird zur reizenden Bestie, und das Wort des Heilandes „die

Zeit wird kommen, in der Jeder, der Euch tödtet, Gott einen Dienst zu leisten glaubt“ enthält nicht nur eine Prophezeiung, sondern ein Stück Naturgeschichte.

In anderen Fehden kämpft der Mann für dynastische oder politische Zwecke, denen er selbst gleichgültig oder gar feindlich gegenübersteht, aber in einer religiösen Frage ist jeder Mann der Armee persönlich interessiert, es ist eine persönliche Frage, und diese nimmt ihn ganz gefangen. Daher ist es natürlich, daß solche Fragen nicht nur von zwei feindlichen Staaten ausgekämpft werden, sondern sich in denselben Staate in einzelnen Distrikten, Gemeinden, ja Familien fortsetzen. Man gibt dieser religiösen Begeisterung oder Wuth den Namen von Fanatismus oder Bigoterie, im Grunde genommen gibt es jedoch kaum einen Menschen, der in religiösen Fragen nicht fanatisch oder bigot ist, sei es für oder gegen Religion im Allgemeinen oder für und gegen eine gewisse Kirche oder Sekte. Dieses intense Gefühl ehrt den Menschen und beweist, daß es in religiösen Fragen eine eigentliche Neutralität nicht gibt, sondern jeder Mensch Partei sein muß. Es gibt wohl Viele, die sich tolerant nennen, und ihren Nächsten in ihren religiösen Gefühlen nicht zu nahe treten. Dies ist jedoch rein äußerlich und nur in gewöhnlichen Fällen. Ereignet sich Außerordentliches, oder prüfen sich diese Toleranten auf ihre Ansichten und Gefühle, so werden sie finden, daß sie auf ihrer Seite vielleicht noch bigoter sind, als die verschiedenen Bigoten, d. h. Schathristen.

Es war nothwendig, diese Bemerkungen vorausszuschicken, ehe wir auf den Gegenstand dieses Artikels eingehen, denn sie machen das Folgende verständlich.

Nach dem katholischen Lehrbegriffe ist die Ehe eine freiwillige Vereinigung von

zwei Personen zu ungetheilter Lebensgemeinschaft, ein großes Sakrament in Christus und der Kirche, und deshalb unauflöslich, bis der Tod sie trennt. Die Hauptpflicht der Eheleute besteht in der gegenseitigen Heiligung, dem vereinten Ringen nach dem Himmel, die zweite Pflicht der ersten gleich, und gewissermaßen in ihr eingeschlossen ist die, an den Kindern die Stelle Gottes zu vertreten, und die welche Gott ihnen gegeben hat, als ein anvertrautes Pfand zu hüten, und ihm wieder zuzuführen.

Die Erfüllung dieser beiden Hauptpflichten ist aber in einer gemischten Ehe sehr schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich, und es ist deshalb nicht Haß und Verachtung Andersgläubiger, sondern berechtigte und nothwendige Fürsorge für die eigenen höchsten Interessen, was diese Ehen der katholischen Kirche so unsympathisch macht, und sie zwingt, jede mögliche Vorsichtsmaßregel zu treffen, bevor sie eine solche Ehe duldet. Approbiren wird und kann sie dieselbe niemals.

Es sind nun bei Schließung solcher Mischehen überhaupt nur drei Fälle möglich: Entweder sind beide Theile in ihrer Religion warm, oder der eine ist warm und der andere kalt oder es sind beide kalt. Sehen wir uns diese Fälle näher an.

1. Beide Theile sind Katholiken. Dieser Fall dürfte äußerst selten vorkommen, denn der thatkräftige, seinen Gott und seine Kirche liebende Katholik wird eine derartige Ehe schwerlich eingehen. Gesetzt aber, es geschieht, und der religiöse Krieg entbrennt schon vor der Schließung der Ehe. Der Nichtkatholik will sich von dem katholischen Priester nicht trauen lassen, der katholische Theil dagegen will von Civilehe oder dem Prediger nichts wissen. Gibt nun auch der Nichtkatholik nach, so thut er es nur in Verstimmung und mit dem geheimen Vorsatze, sich für diese Nachgiebigkeit zu rächen.

Die Leidenschaft, welche diese Ehe schloß,

verraucht schnell, die Fittlerwochen sind bald vorüber, Ernüchterung tritt ein, beide Theile sehen schon wenige Wochen oder Monate nach dem Eheschluß ein, daß sie einen schweren Fehler begangen haben, und — der Kampf beginnt, um nie mehr zu ruhen. Die Religion wird zum Gespenste im Kasten, das den Frieden unmöglich macht, sie drängt sich in Sprech- und Schlafzimmer, selbst in die Küche ein, sie schießt jeden Sonntag die Eheleute nicht zusammen, sondern auseinander, und bei der Rückkehr aus den verschiedenen Kirchen fühlen sich beide Theile von einander getrennt, ein Abgrund klast zwischen ihnen, über welchen keine Brücke führt. Die Ehefesseln werden immer drückender, und der katholische Theil fühlt sich versucht, seinem Hochzeitstage zu fluchen. Wohl mag der äußere Anstand gewahrt bleiben, heftige Worte oder gar Schläge unbekannt sein, aber diese weiße Lünche kann das Grab nicht in etwas Anderes verwandeln, und äußere Sitten keinen Ersatz für das Verlorene bieten: Deshalb sehen wir in solchen Fällen, daß der Mann seinem Heime möglichst fern bleibt, die Frau Herstreueung in Gesellschaften und Theatern sucht, und es jedem aufmerksamen Besucher klar wird, daß eheliches Glück nicht unter diesem Dache wohnt.

Wird eine solche Ehe mit Kindern — nicht gesegnet, sondern — gestraft, so verschärft sich der Kampf, und schon die Frage der Taufe ist ein Apfel grimmiger Zwietracht. Einerlei, welche Seite die Oberhand behält, der andere Theil ist unglücklich und sucht seinerseits dem andern Einflusse entgegenzuarbeiten. Das Resultat ist, daß die Kinder, von unvereinbaren Glaubensregeln nach beiden Seiten beeinflusst, niemals wahre Religiosität erhalten, sondern die Religion als Zankapfel verabsehen, und so wächst eine Erndte von Ungläubigen heran. Mit welchen Gefühlen wird der katholische Theil diese Folgen seiner Ehe betrachten, wie seine Pflichten gegen die Kinder erfüllen, wie sein Gewissen beschwichtigen? Aus den Früch-

ten erkennt man den Baum, aber die Erkenntnis kommt hier zu spät.

2. Ein Theil ist warm, der andere kalt. Hier fragt es sich, welcher Theil warm oder kalt ist. Ist der Mann protestantisch und warm, die Frau katholisch und kalt, so ist die unmittelbare Folge, daß sie seinem Einflusse nachgebend, die Uebung ihrer Religion vernachlässigt, sich ihrer schämt. In einem solchen Hause sehen wir uns vergebens nach Weihwasserhecken und frommen Bildern um, und der Speisetisch läßt den Freitag nicht von andern Tagen unterscheiden. Der Empfang der hl. Sacramente wird unterlassen, ein Priester darf das Haus nicht betreten, und wird selbst vom Todtenbette der sterbenden Frau ferngehalten.

Die Kinder werden vielleicht katholisch getauft, aber protestantisch oder glaubenslos erzogen, in die öffentliche Schule geschickt und leben dann wie das liebe Vieh dahin, ohne von Gott und Ewigkeit zu hören. In der zweiten Generation sind Alle Ungläubige oder Protestanten. Wir haben Hunderte von Fällen, die dies beweisen.

Ist der protestantische Mann gleichgültig, die Frau aber katholisch, und nachdem der erste Sinnenrausch verflogen ist, auf die Uebung ihrer heiligen Religion bedacht, so gestalten sich die Verhältnisse etwas besser, denn die Frau wird dem Hause ein etwas christliches Ansehen geben, und wenn sie auch ihren Mann nicht zur Glaubenseinheit führen kann, sich doch bestreben, ihre Kinder katholisch zu erziehen. Dies gelingt jedoch nur in den wenigsten Fällen, denn das wirksame Beispiel der Eltern fehlt. Der Mann steht dieser religiösen Erziehung kalt und theilnahmslos gegenüber, und die Kinder lernen deshalb die Religion nicht als etwas Nothwendiges und Erhabenes, sondern nur als eine Art von Spielerei ihrer Mutter kennen, und solche Kinder entziehen sich meistens dem Einfluß der Kirche und Religion, sobald sie erwachsen sind. Besonders sind sie ihrerseits wiederum zur Eingehung von gemischten Ehen geneigt,

und die schließlichen Folgen sind dieselben, wie in dem ersten Falle.

Ist der Mann katholisch, und die Frau protestantisch, so ist der Mann als Regel kalt, und die Kinder in neunzig von hundert Fällen sind protestantisch. Oder aber ein abscheuliches Kompromiß wird eingegangen, nach welchem die Kinder nach Geschlechtern getheilt der Religion des Vaters oder der Mutter folgen. So werden die religiösen Differenzen in die Kinderherzen verpflanzt und brüderliche Liebe damit von vorn herein ausgerottet. Kann eine solche Familie glücklich sein, und wird nicht das Rainsmal des Seelenmörders an dem Katholiken sichtbar sein. Kann er auf diese Weise sich selbst heiligen, und für seine Kinder Rechenschaft geben? „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang,“ und meistens nicht von der Art, Verzeihung zu erlangen.

3. Beide Theile sind kalt. In diesem Falle werden die oben beschriebenen Kämpfe ausbleiben, und das Ehepaar lebt neben einander ohne Reibung. Weil Keines von Beiden religiöse Bedürfnisse hat, kann die Religion nicht zum Zankapfel werden, es ist aber auch nur ein Nebeneinander-, nicht Zneinander-Leben. Also fehlt es einer solchen Ehe an der Definition, sie ist keine „ungelheilte“ Gemeinschaft. Es ist Friede, aber es ist der Friede des Kirchhofes. Die Todten streiten sich nicht, aber sie können einander auch nicht helfen, und genau so ist es in dieser, nicht im Himmel geschlossenen Ehe. Und weil der einigende Kitt fehlt, gibt es niemals ein Ganzes, sondern stets zwei getrennte Hälften, die wohl zusammengepreßt sind, ohne aber dadurch Eins zu werden. Diese Ehe ist nur für diese Welt und nur die Interessen dieser Welt halten sie zusammen. Sobald die Interessen sich feindlich begegnen, ist es das Natürlichste, sie vollständig durch Ehescheidung zu trennen.

Daß bei einem solchen Stande der Dinge von Erfüllung der Hauptpflichten des Ehestandes keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Die Kinder solcher Ehen haben

ohne Ausnahme keine Religion, und da es an dem Beispiele zu Hause fehlt, wachsen sie als Egoisten heran, die nur für diese Welt leben, und über Höheres nur mit Hohn und Verachtung sprechen. Die heidnische Wohlstandigkeit nimmt hier den Platz christlicher Sitte ein, und die Grundsätze der Welt, in der sie leben, vertreten die Stelle des Glaubens. Der Kirche sind und bleiben sie verloren.

Außer den für die drei Fälle angeführten Folgen ist bei gemischten Ehen noch ein anderer wichtiger Punkt zu betrachten, die beiderseitige Lehre über die Ehe selbst. Für Katholiken ist die Ehe eines der sieben Sakramente und unauflösbar, für den Protestanten ist sie nach Luthers Ausspruch eine „weltliche Santhierung,“ ein Vertrag, der wie jeder andere rückgängig gemacht werden kann. Daher die häufiger und häufiger werdenden Ehescheidungen aus den trivialsten Gründen. Diese Scheidung ist nicht einfach Trennung zwischen Tisch und Bett, sondern vollständige Lösung des Bandes, die den Gelöststen die Eingehung einer andern Ehe möglich macht, während der katholische Theil, wenn er katholisch bleiben will, an seine erste Ehe gebunden bleibt, so lange der andere Theil lebt.

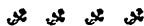
Die gemischte Ehen eingehenden Katholiken bedenken niemals, daß sie sich der Gefahr aussetzen, vielleicht schon in wenigen Jahren außs ganze Leben verstoßen zu werden, und sich so in zeitlicher Hinsicht den größten Mißheiligkeiten und Schwierigkeiten bloßzustellen.

Eine Garantie für Beständigkeit der Ehe und häusliches Glück liegt nur darin, daß beide Theile religiös vereinigt sind, und die Eingangs erwähnten Pflichten können nur

dann erfüllt werden, wenn beide Theile dasselbe glauben, dasselbe hoffen und dasselbe lieben, denn nur das religiöse Band ist stark genug, sie zu erimuthigen, zu kräftigen, zum gedulbigen Ertragen von Prüfungen und Leiden zu begeistern, und nur die durch Religion versprochene Belohnung kann sie aneifern, in ehelicher Treue zu verharren, und ihre ungetheilte Aufmerksamkeit und Fürsorge der christlichen Erziehung ihrer Kinder zu widmen.

Diese Skizze dürfte genügen, um zu zeigen, daß die Kirche bei ihrem Widerstande gegen die gemischten Ehen nur die besten Interessen der Religion und das Seelenheil des Betreffenden im Auge hat, und wenn sie dem ungestümen Andrängen einzelner ihrer Kinder nachgibt, so thut sie es in derselben Weise, wie eine erfahrene Mutter, nachdem sie vergeblich ihrem Kinde das Thörichte und Gefährliche seines Unterfangens vor Augen geführt, vergeblich gewarnt hat, schließlich trauernd dem Kinde den Willen läßt, und dasselbe mit schwerem Herzen scheiden sieht.

Darum hat die Kirche auch keinen Segen für solche Heirathen. Wohl nimmt der Priester als Zeuge die Erklärung der Brautleute entgegen, aber weder wird die Vereinigung noch der Ehering gesegnet, und die Brautmesse mit dem Brautseggen unterbleibt. Wie könnte auch die Kirche segnen in dem Augenblicke, in dem eines ihrer Kinder ihr troht. Wo aber die Kirche nicht segnet, da segnet auch Gott nicht und in einem so wichtigen für's ganze Leben berechneten Schritte sollte Niemand ohne diesen Segen fortzufahren wagen. Dies mögen unsere jungen Leute zu ihrem eigenen Heile zur rechten Zeit bedenken.



Wir blicken voll Besorgniß in die Zukunft. Die heiligsten Güter der Gesellschaft sind in ihrem Bestande gefährdet. Unter diesen Gütern ist es vor allem die Ehe, die ihres religiösen Charakters entkleidet worden und zu einer niedrigen thierartigen

Gemeinschaft herabgewürdigt werden soll. Jeder einzelne Fall, in welchem die Ehe ohne Gott und ohne den Segen der Kirche geschlossen wird, trägt zu dem Verhängnis bei, das den Bestand der Gesellschaft in der Zukunft bedroht.

## Leben des ehrwürdigen Angelus Paoli, aus dem Orden U. L. Frau vom Berge Karmel.

Von Rev. P. Elixäus Rick, O. C. C.

(Fortsetzung.)

### Achtes Kapitel.



Unter dessen erwartete der General den Diener Gottes mit Angelduld und konnte sich diese Verzögerung nicht erklären, da er nicht dachte, er würde die beschwerliche Reise zu Fuß machen. Als er nun ankam wurde er mit der größten Freude empfangen und alle Brüder der vier römischen Klöster kamen ihn zu begrüßen. Vom Vater General wurde ihm das Amt eines Novizenmeisters im Kloster der heiligen Martin und Sylvesters übertragen. Hier waren diejenigen Ordenspersonen vereinigt worden, die durch ihre Tugenden besonders hervorragten und die so den jungen Mitgliedern mit gutem Beispiele immer voranleuchten sollten. Angelus, der nur stets gesucht ungekannt zu bleiben, der sich selbst als zu etwas Gutem untauglich betrachtete, leuchtete Allen, auch den Frömmsten voran durch seine tiefe Demuth, seine feurige Liebe zu Gott und den Nächsten besonders den Armen und seinen Geist der Abtödtung seiner selbst. Obgleich mit Arbeiten im Kloster und dem Unterricht der Novizen überhäuft, erbat er sich vom General die Erlaubniß, die Kranken zweier Hospitäler besuchen zu dürfen, die er dann während dreier Jahre täglich besuchte und tröstete. Außerdem übertrug der Cardinal-Bicar die geistliche Leitung einer Anstalt von ihrer Stifterin „delle Vipeiesche“ genannt. Hier führten Jungfrauen, welche die Regel des 3. Ordens vom Berge Karmel befolgten, ein zurückgezogenes Leben. Fast immer war er hier beim Chor zugegen und las öfters die heilige Messe in der Kapelle; er übte die Schwestern in das Breviergebet und die Ceremonien des Karmelitenritus ein, leitete

ihre jährlichen geistlichen Uebungen, stand den Kranken und Sterbenden bei und war in einem Worte unter ihnen wie ein Vater unter seinen Kindern. Obgleich mit anderwärtigen Arbeiten überhäuft, die mit der Zeit noch zunahmen, stand er dieser Anstalt mit der größten Sorgfalt und Liebe bis zu seinem Tode vor.

Angelus war zwar den ganzen Tag beschäftigt und während der Nacht gab er sich wie immer der Betrachtung und Abtödtung hin. Dennoch war er so zurückhaltend in Speise und Trank, daß seine Mitbrüder sich wunderten, daß er dabei leben könne. Täglich nahm er nur einige Löffel Suppe, ein Stückchen Brod und wenige bittere Kräuter, die er selbst im Garten sammelte und oft roh und ohne Würze verzehrte. Schon früher hatte er abends nur Brod und Wasser genommen; in Rom erhielt er auf sein inständiges Bitten die Erlaubniß, das Abendessen ganz ausfallen zu lassen. Seine Mahlzeiten theilte er den Armen aus, für die er immer väterlich sorgte. War er eingeladen bei einem römischen Fürsten zu speisen, was nicht selten geschah, so unterhielt er seine Wirthe die ganze Zeit hindurch mit frommen Reden und kostete nur hier und da ein wenig, um den Leuten nicht zu mißfallen. Nachher sprach er dann mit Wärme für die Armen und erlangte, daß man die Ueberbleibsel zum Kloster schickte, wo er sie den Bedürftigen ausstellte. Da seine Obern ihn manchmal zum Essen zwangen, weil sie fürchteten, er verhungere, so aß er zwar, hörte aber bald auf, indem er vorgab, seine schwache Gesundheit könne das Essen nicht vertragen.

Nach drei Jahren nahm der General ihm die Bürde eines Novizenmeisters ab,



bestellte ihn aber zugleich zum Schaffner des Hauses, zum Sakristan und Organisten. Angelus nahm mit Freuden diese neuen Arbeiten auf sich, besonders, da sie ihm mehr Gelegenheit gaben, in der Betrachtung sich mit Gott zu unterhalten. Im Jahre 1692 wurde Pater Johannes Feijoo Villalobos zum General gewählt, der später zum Bischof von Cadix in Spanien ernannt wurde. Dieser entthob unseren Diener Gottes wohl der Arbeiten eines Sakristans, machte ihn jedoch zum geistlichen Direktor der Professoren im Kloster San Martino al Monti. Man sollte meinen, Angelus habe nicht Zeit gefunden unter so vielen Arbeiten sich viel mit Gebet und Betrachtung, mit Werken der Abtödtung und Nächstenliebe, so wie er es in Toscana gewohnt war, zu beschäftigen. Aber im Folgenden werden wir sehen, wie er auch in Rom noch Zeit fand, seinen liebgewonnenen Uebungen nachzukommen, ohne seine Pflichten zu vernachlässigen.

### Neuntes Kapitel.

Die pünktliche Erfüllung seiner Pflichten im Kloster und auswärts, die beständigen Werke der Nächstenliebe, denen er sich mit allem Eifer hingab, hätten genügt, Angelus zu einem vollkommenen Menschen zu machen. Sein Leib erfüllte die Aufgaben seines Standes, er besuchte die Kranken und Gefangenen, eilte den Armen und Nothleidenden zu Hülfe und war thätig von früh bis spät; aber seine Seele war im fortwährenden Verkehr mit Gott; seine Arbeiten waren ein Ausfluß seiner Liebe zum höchsten Gut, wie ein beständiger Hymnus der Anbetung, ein stetes Gebet, das sich zum Throne des Allmächtigen erhob.

Unserm Diener Gottes waren diese Werke etwas gewöhnliches; anstatt in der Nacht von den vielerlei Beschwerden des Tages auszuruhen, brachte er diese meistens damit zu, noch inniger dem Gebete obzuliegen, oder seinen Leib mit harten Geißelstreichen zu züchtigen. In der Kirche von San Martino war es Gebrauch, das allerheiligste Sakrament jeden Sonntag Nachmittag zur

öffentlichen Verehrung auszusetzen. Jedemal kniete Angelus dann vor dem Altare, wie ganz außer sich und ohne die geringste Bewegung; nur wenn die Vesper gesungen wurde, nahm er seinen gewöhnlichen Platz im Chore ein. Manchmal ließ er sich in der Kirche einschließen und dann wachte und betete er die ganze Nacht hindurch. Wenn der Küster morgens die Kirche öffnete, traf er den Ehrwürdigen noch in heißem Gebet auf den Knien; diesem pflegte er dann zu sagen „Denken Sie sich, es ist Tag geworden, ohne daß ich es merkte. Oh! es wäre sicherlich ein großer Fehler, daß während der Heiland in unserer Kirche ausgesetzt ist, kein Priester da wäre, um ihn anzubelen!“ Früh morgens sah man ihn öfters aus der Kirche kommen mit glühendem und strahlendem Antlitze, woran man sah, daß er die ganze Nacht in ecstasischer Anschauung Gottes zugebracht hatte, die Flammen der göttlichen Liebe sich auch seinem Aeußern mitgetheilt hatten.

Er wünschte auch, daß die Liebe Gottes, die ihn selbst verzehrte, auch seine Mitmenschen erfüllen möchte und dieses Verlangen gab sich kund in allen seinen Worten. In seinen Gesprächen hörte man ihn oft ausruhen: „O! wie sehr verdient es Gott geliebt zu werden! Laßt uns Gott lieben, denn er hat den ersten Anspruch auf unsere Liebe! Laßt uns Gott lieben, der so unendlich gut ist!“ Alles, was er that, hing er mit Gott an und beschloß er, indem er im Geiste wieder am Throne des Allerhöchsten weilte; und da sein Herz beständig bei Gott war, so konnte auch sein Mund nicht umhin, immer wieder nur über göttliche Dinge zu reden. Diese Liebe belohnte der Herr auf wunderbare Weise, indem er ihn durch himmlische Entzückungen an seiner Herrlichkeit gleichsam theilnehmen ließ. Gewöhnlich geschah dies in seinen nächtlichen Betrachtungen, oder während der heiligen Messe. Im Jahre 1690, als er während einer öffentlichen Andacht in der Kirche San Martino betete, sahen Alle, wie er mit leuchtendem Antlitze und zum Himmel gerichteten Augen

aufwärts schwebte und in einer Höhe von etwa zehn Spannen bewegungslos verblieb. Einst begleitete Angelus mehrere Kanoniker in die Katakomben des hl. Kalixtus; hier an den Gräbern der Martyrer fiel er während des Gebetes in Ecstase; als nun die Wächter den Eingang schließen wollten und der Selige noch wie von süßem Schlummer umfangen war, fiel er bei der Dunkelheit in eines der Löcher, die zum unteren Stockwerk der Katakomben führten. Sogleich eilten seine Begleiter und die Wächter herbei und wädhnten ihn todt oder mindestens schwer verletzt zu finden; aber er kam ihnen lächelnd entgegen, da er auch nicht die geringste Verletzung erhalten hatte.

Der beste Maßstab der Liebe Gottes ist die Liebe des Nächsten; „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan!“ sagt unser göttlicher Heiland und alle, die ihn kannten, bezeugen, daß Angelus sich in dieser Tugend besonders hervorthat. Wie früher in Toscana so auch in Rom unterstützte er die Armen, besuchte und tröstete er die Kranken und Gefangenen und half mit miltthätiger Hand wo er nur konnte. Auch war nichts schmerzlicher für ihn, als wenn es ihm an Mitteln mangelte, den Armen beizustehen. „Wer Gott sucht, muß ihn bei den Armen suchen“ pflegte er zu sagen. Stets waren seine Almosen mit weißen Rathschlägen und frommen Ermahnungen zur Liebe Gottes begleitet. Massimo Maßtri, ein frommer und gottesfürchtiger Mann, war Klosterknecht in San Martino al Monti, und ein guter Freund unjeres Paters, mit dem er 25 Jahre lebte. Ihn benützte Angelus immer, um den Nothleidenden Unterstützungen zukommen zu lassen. Unter anderm bezeugte dieser, der Diener Gottes habe öfter alles, was er anhatte, weggegeben, sodaß er nur mehr mit dem Habit bekleidet war. Manchmal, wenn ihn die Religiösen nicht sehen konnten, führte er die Armen in das Sprechzimmer, bekleidete sie mit den Kleidungsstücken, die er ihnen schenkte,

umarmte und liebte sie; dann tröstete er sie in ihrem Kummer und pries sie selig ob ihrer Armut, die sie dem Heilande so gleich mache, der, da er im Himmel diese heilige Armut nicht finden konnte, auf die Erde herniederstieg, um sich mit ihr zu vermählen.

## Zehntes Kapitel.

Nachdem Angelus der Bürde eines Sakristans enthoben war, konnte er sich mehr seinen Armen und Kranken widmen. Der Ruf seiner Liebe zu den Nothleidenden hatte sich inzwischen durch ganz Rom verbreitet und bei seinen Ausgängen war er beständig von einer Anzahl Armer begleitet. Da er jeden Bittsteller befriedigte so lange es ihm möglich war, reichten seine Hilfsmittel nicht für Alle aus und er mußte Viele zurückweisen, was ihm jedesmal großen Kummer verursachte. Eines Abends kam er in Begleitung eines gewissen Herrn Bellotti zu seinem Kloster zurück, als bei der Kirche San Martino eine Frau, die auf ihn gewartet zu haben schien, auf ihn trat und um ein Almosen schrie, da sie in größter Noth sei. Leider mußte er sagen, er könne ihr nichts geben. Aber die Frau ließ nicht nach mit Bitten. Da plötzlich bückte sich der Diener Gottes und hebt von der Erde ein Papier auf, worin Geld eingewickelt ist. Er gab es der Frau, welche freudestrahlend und voll Dankes alsbald nach Hause eilte. Der genannte Herr, sein Begleiter, bezeugte, daß das Geld nur durch ein offenes Wunder zu dieser Zeit an diese Stelle kam.

Folgende zwei Wunder berichten die Patres Maggini und Antonius Castelli aus dem Orden der Diener Mariens. Der Letztere sah den Pater Angelus eines Tages, als er ganz erschöpft an seinem Kloster vorüberging; er rief ihn herein und setzte ihm ein Kreuzerbröckchen nebst einem Glase Wein vor; allein Angelus aß nur ein wenig und steckte das Uebrige in den Ärmel seines Kleides. Darauf ging er in Begleitung des Paters Castelli nach Monte Cavallo und jedem Armen, der ihn um ein Almosen bat, gab er von dem Brode aus seinem Ärmel.

Als der genannte Pater zum General der Serviten gewählt worden war, besuchte ihn Angelus eines Tages. Vor dem Fortgehen bat er ihn um eine Unterstützung für die Armen, die ihm aber verweigert wurde. Dann entnahm er einem Schranke einige Stücke Brod, die vielleicht zwei Kreuzerbröckchen ausmachten und steckte sie wie gewöhnlich in seinen Urmel. Der General und P. Maggini begleiteten ihn hierauf nach Hause; und da Angelus jedem Armen Brod gab, so konnte Letzterer sich nicht enthalten zu fragen: „Aber, haben sie einen Vorrath voll Brod in ihrem Urmel, da sie mit dem Brode, das sie dem Pater General genommen haben, alle Arme die uns begegnen speisen?“ Angelus antwortete Nichts, aber das Erstaunen der beiden Patres stieg aufs höchste, als er beim Kloster Maria Reinigung wieder einer Menge Armer Brod auszuthheilen begann und zuletzt im Klosterhofe von San Martino noch eine große Anzahl Hungeriger speiste. Die beiden Serviten konnten diese Thatsache nur auf ein Wunder zurückführen und sprachen sich in diesem Sinne auch darüber aus. Der Priester Johannes Santinelli, der ihm gewöhnlich bei der Austheilung der Almosen half, sagte folgendes unter Eid aus: Sines Tages bat Angelus ihn, die Brode zu zählen, die für die Armen da seien; Santinelli fand daß deren vierundfünfzig ganze und vier halbe da waren. Es waren zweihundert vierundachtzig Arme im Klosterhofe versammelt und, ob schon er jedem einzelnen ein ganzes Brod gab, so reichte doch der kleine Vorrath aus. In seine Zelle zurückgekehrt konnte Santinelli nicht umhin, ihn zu fragen, bei welchem Bäcker er denn das Brod kaufe, daß es sich auf solch wunderbare Weise vermehre. „Ich beziehe es aus dem Ofen der göttlichen Vorsehung“ antwortete der Diener Gottes. „Wenn der Vorrath für meine Armen nicht reicht, so empfehle ich mich vertrauensvoll dem Herrn und der Herr richtet es stets so ein, daß mir nie etwas mangelt.“

Bei der täglichen Austheilung der Almo-

sen waren die Armen manchmal so zahlreich, daß seine Freunde in ihn drangen eine Anzahl davon fortzuschicken. Doch dann gab er zur Antwort: „Alle Armen in Rom mögen nur kommen! Je größer ihre Zahl ist, um so mehr Mittel wird die Vorsehung mir schicken, ihnen beizustehen. Ich wünsche nur, daß die Armen Gott fürchten und für ihre Wohlthäter beten.“

Aber nicht blos öffentlich gab er Almosen, sondern den Armen, die sich zu betteln schämten, schickte er im Stillen Nahrungsmittel, Kleider, Geld und bezahlte ihnen sogar die Miete. Besonders als im Jahre 1716 in Rom eine große Verteuerung der Lebensmittel eingetreten war, suchte Angelus die Hausarmen auf und versah sie mit allem Nöthigen. Nicht nur die römischen Adelshäuser der Borghese, Fiano, Chigi, Altifiti, Obelscaldi Ruspoli, Colonna und Cardinale und Bischöfe und Prälaten sondern auch aus Toscana, Neapel und Ferrara beschieden ihn wohlhabende Leute mit Geld und Lebensmitteln, die er dann voll Freude dem Volke austheilte.

Jedoch muß man nicht glauben, daß Angelus diese Wohlthaten blindlings austheilte, ohne sich vorher überzeugt zu haben daß der Betreffende des Almosen bedürfte. Sofern es ihm möglich war, verschaffte er Jedem, der arbeiten konnte, anständige und dem Alter angemessene Arbeit. Es kam aber democh vor, daß von schlechten oder leichtsinnigen Menschen seine Güte mißbraucht wurde. Dies betrüble ihn sehr und er schloß diese eine Zeitlang von den Almosen aus. Sines Tages kam ein Mädchen barfuß in der Winterkälte und bat um ein Almosen; der Selige gab ihr Geld, um Schuhe zu kaufen. Nach einigen Tagen kam sie wieder barfuß; Angelus fragte sie und sie gestand, das Geld verwendet zu haben, um ein Lotterielos zu kaufen. In ernstern Worten verwies er ihr das Spiel, da bei solcher Anwendung des Almosen die Liebe des Wohlthäters getäuscht würde, und er entzog ihr auf einige Zeit das Almosen.

Defters befuchte Angelus auch die Gefängnisse im Campidoglio in der Stadt Rom. Er brachte dann den Gefangenen Brot und andere Speisen, besonders aber benützte er seine Besuche dazu, ihnen freundlich heilsame Ermahnungen zu geben, ihr Leben zu bessern, um so wieder zum Ansehen im bürgerlichen Leben zu gelangen. Mit diesen Unglücklichen sprach er mit derselben Liebe und Freundlichkeit, mit der er

zu den Armen und zu seinen Freunden sprach. Er umarmte sie väterlich, weinte mit den Sündern über ihr vergangenes Leben und stärkte sie in ihrer Verlassenheit. All diese Werke des Dieners Gottes entsprangen nicht einer falschen Philantropie, sondern er liebte alle Menschen ohne Ausnahme, wie sich selbst und sah in jedem Nothleidenden der Heiland Jesus Christus. (Fortsetzung folgt.)



## Der Judenknaube von Prag.

### III.

#### 3. Wie der kleine Abele in seines Vaters Gewalt kommt.



ohne weiteren Unfall bin ich zu dem alten, bettlägerigen Pfarrherrn von Kostok gekommen und wurde allda freundlich empfangen, auch mit einem guten Glas alten Ungarwein, so eine edle Gabe Gottes und nach dem heutigen Abenteuer für meine alten Gebeine ein sonderliches Labfal war, gastlich bewirtheet. Dann gab es in den nächsten Tagen Arbeit mehr als genug, indem die Bauerleute der Umgegend infolge des Siedthums ihres Seelsorgers in ihren Christenpflichten schier faumfelig, ja beinahe verwildert waren, nun aber anlässlich des großen, gnadenreichen Jubiläums dem mitterlichen Ruße der Kirche doch nachkommen wollten. Am meisten gaben mir die Christenlehren zu thun; denn ich mußte die liebe Jugend von mehreren Jahrgängen zur ersten Beicht und Communion vorbereiten, und ob mich die widerhaarigen Buben oder die Mägdelein, denen die Zunge nicht leichtlich stille steht, mehr auf die Geduldprobe stellten, will ich nicht entscheiden. Es wußten aber die wenigsten die zum Heile nothwendigen Stücke herzugeben, von den acht Seligkeiten und den neun fremden Sünden will ich gänzlich schweigen. Hab' ihnen aber doch mit der

Gnade Gottes so viel vom Canisi eingebracht, daß fast alle zu den heiligen Sakramenten hintreteln konnten.

Vor lauter Laufen und Rennen von Hof zu Hof, Predigen und Beicht hören, Schule und Kinderlehre halten hatte ich den kleinen Abele schier vergessen. Da ging ich am heiligen Palmsonntag aus der Kirche ganz müde nach dem Pfarrhose zurück. Ich hatte in der Predigt recht beweglich über den Jubel der unschuldigen Judenkindlein geredet, die da gerufen: „Hosannah dem Sohne Davids!“ und über den giftigen Reid der Schriftgelehrten und Pharisäer, welche wollten, daß der Herr den Kleinen Stillschweigen auferlege—wobei mir urpöthlich, daß ich schier darob den Faden verloren hätte, der kleine Abele einsiel—, und siehe, da ich aus der Sakristei trete, steht am Gartenthürchen des Pfarrhofes der bekehrte Jude, welcher mir neulich eine so große Liebe bezeugete.

Der grüßte mich über die Maßen freundlich mit dem katholischen Lobspruch, küßte mir ein über das andere Mal die Hand und nannte mich so oftmals „Hochwürdiger“ und „lieber Vater Sebalde“; daß es mir beinahe zuviel wurde. Schrieb gleichwohl alles der übergroßen Ehrfurcht zu, die man bei den Neubekehrten oftmals vor dem heiligen Priesterstande findet, und schlug dieses Mal alle bösen Gedanken tapfer aus.

Wie er sagte, kam er eigens von Prag, um mich zu sehen und mir nebst vielen Grüßen ein Briefchen des kleinen Abels, zu bringen. Das las ich sofort und war dadurch so gerührt, daß ich den Boten mit ins Pfarrhaus nahm und zu nicht geringem Aerger der Haushälterin meinen Imbiß mit ihm theilte.

Ob nun der Brief wirklich von dem kleinen Abel war, wie ich damals fest glaubte, oder ob der Erzschelm ihn selber geschrieben, kann ich nicht sagen, meine aber jezo schier das letztere. Er lautet aber folgendermaßen:

„Hochwürdiger und vielliebet Vater!

Ich bin nun schon einige Wochen im Proselytenhause und habe es mit Gottes Gnade in der Erlernung des Canisi so weit gebracht, daß ich nach gestern glücklich bestandenen Examen, dem auch der hochwürdige Rector von Sanct Clemens beiwohnte, nächsten Charfamstag durch das Bad der Taufe Gott und der Kirche geboren werden soll. Freuet Euch und frohlocket mit mir! Damit aber mein Jubel am kommenden Samstag voll sei, müßt Ihr hereinkommen und Zeuge meines Glückes sein; jaget nicht, das sei unmöglich, dieweil mich solches sehr betrüben würde.

In der letzten Woche habe ich Eures Trostes sehr entbehrt; Ihr müßt nämlich wissen, daß mein Vater alles aufbietet, um meinen Entschluß zu erschüttern. Er hat auch dem Patron des Proselytenhauses und dessen Frau tausend Goldgulden geboten, so sie mich ihm ausliefern wollten, was aber diese frommen Leute nicht angenommen haben. Einmal drohte er mir, meine Mutter solle meinen Eigensinn entgelten; das hat mir bittere Zähren erpreßt, namentlich nachher auf meinem Kämmerlein. Viel Trost spendete mir der junge Rose, den Ihr mir zugeschiedt und der Euch dieses Briefchen zustellt. Fast täglich besucht er mich und stärkt mich in meinen guten Entschlüssen, so daß ich ihn nach Euer Hochwürden für meinen besten Freund betrachte. Schicket mir durch denselben die erwünschte damit voll sei die Freude.

Eures kleinen Abel,  
eines Kindes der lieben Mutter Gottes.

Datum Prag, am Samstag in der  
Passionswoche, a. D. 1701.“

Das Brieflein gefiel mir über die Maßen wohl, und ich überlegte hin und her, wie ich es anstellen könnte, um auf den Charfamstag nach Prag zu kommen. Ja, wäre es ein anderer Tag gewesen, so hätten mich meine alten Beine schon hineingetragen und zeitig wieder zurückgebracht! Jetzt aber fiel mir kein anderes Auskunftsmittel ein, als ein Brief an meinen P. Guardian, in welchem ich denselben auf das beweglichste bat, er möge meinem Herzen nach den Mühsalen der heiligen Fastenzeit diese trostreiche Osterfreude gnädiglich zuwenden, indem ja für den einen Charfamstag Morgen der alte P. Modestus zur Noth sich behelfen könnte; ich würde ihn auf einem Bauernwägelin holen lassen. Setzte mich also nach Tische hin und schrieb das alles mit eindringlichen Worten nieder, anstatt der lieben Jugend Christenlehre zu halten. Dann ließ ich dem Rose einen guten Abschiedstrunk credenzen, schenkte ihm einige Gnadenpfennige und suchte für den kleinen Abel das schönste Bild aus meinem Brevier, eine Mutter Gottes von Alt-Deiling, gar säuberlich auf Pergament gemalt und rundum zierlich verguldet. Auf die Rückseite schrieb ich den schönen Spruch des heiligen Jünglings Stanislai Kostka: „Mater Dei, mater mea,“ das heißt: „Die Mutter Gottes ist meine Mutter,“ und ließ so den Erzschelm mit Brief, Bild und Gnadenpfennigen im Namen des Herrn laufen.

Will nämlich nur gleich hier erzählen, was dieser Rose für ein sauberes Pflänzchen gewesen ist; als es zu spät war, habe ich alles gehört. Es hat derselbe von Kindesbeinen an nicht viel getaugt, war auch in Wien, nicht älter als sechzehn Jahre, seiner langen Zinger wegen vom Henker gestäubt und aus der Stadt verjagt worden. Er strich nun hier und dort im Lande umher und kam endlich krank und elend auch nach Böhmen und Prag. Dasselbst hörte er, weiß nicht von wem, von dem Proselytenhaus und daß dasselbe seiner Stiftung gemäß jeden Juden aufneh-

men und verpflegen müsse, der sich zum Christenthum bekehren wolle. Das war ihm in seiner schlimmen Lage ein gerupftes Hühnchen; besann sich also nicht lang sondern meldete sich und wußte die Augen so fromm zu verdrehen—wie ich solches ja auch selber an ihm erfahren—, daß man ihn aufnahm, hegte und pflegte, und daß alle meinten, man habe an ihm—ich weiß nicht was für ein echtes Goldkorn gefunden. Ja, der Spitzbube ging in seiner heillosen Heuchelei so weit daß er sacrilegischerweise das heilige Taufwasser über sich gießen ließ; meinte wohl, man würde ihm nunmehr Geld und Gut genug geben. Da man ihn aber statt dessen nur einem christlichen Kaufherrn als Laufburschen empfahl, entschloß er sich, eine günstige Gelegenheit abzuwarten und mit dem ersten besten Raube, der ihm gelingen würde, auf Reisen zu gehen und sein Glück anderswo, sei es unter den Juden oder unter den Christen, zu probieren.

So war der Rose gestimmt, als er zufällig an jenem Abende mich zugleich mit dem Rector von Sanct Clemens den kleinen Abele in das Profelytenhaus führen sah. Ob er nun den Kleinen zufällig kannte, oder von anderen erfuhr, daß es der einzige Sohn des reichen Abel Abele sei—kurz und gut, er faßte augenblicklich den Plan, die Sache nach der Weise des Judas Iskariot auszubeuken. Rose wohnte dem Profelytenhause gegenüber. Als er mich nun des folgenden Tages daselbst vorsprechen sah, beschloß er alsdenn, meine einfältige Gutmüthigkeit, welche der durchtriebene Bursche mir wohl am Gesichte ab sah, zu seinem teuflischen Unternehmen zu mißbrauchen, nestelte sich also an mich fest, und daß es ihm völlig gelungen ist, mich hinter das Licht zu führen, hab' ich schon oben des weiteren mitgetheilt. Gott verzeihe dem getauften Juden seine Lügen, mir aber meine Leichtgläubigkeit!

Als er von ihm weggegangen, begab sich der Erzschelm geraden Weges zum alten Abele und machte sich anheißig, dessen

Kind, sei es durch List oder Gewalt, aus dem Profelytenhause fortzubringen und in die Hände des Vaters zu überliefern. Und sie wurden handelsreinig, daß der Abele ihm in derselben Stunde zweitausend Goldgulden vor Zeugen zu bezahlen versprach, in welcher er ihm den Knaben vor dem Empfange der Taufe heil und gesund überliefern werde. „Beim Gott Abrahams!“ schwor der Abele, „ich will Euch das Geld geben; so er aber schon getauft und ein Nazarener ist, sollt Ihr keinen rothen Heller bekommen!“

Alles war demnach schon geplant und abgesprochen, als der lieberliche Judas am Palmsonntag den Brief brachte und ich ihm voll Vertrauen das Pergamentbildchen mit dem Spruche des hl. Stanislaus gab; hatte auch keine Ahnung, zu was für einem teuflischen Verrathe er dasselbe gebrauchen würde. Inzwischen wartete ich von Tag zu Tag auf eine Antwort meines Guardians, und in meinem Leben ist mir die Charwoche noch nie so lange geworden. Es kam aber kein Brief. Das legte ich mir schier günstig aus, indem ich dafür hielt, der alte Pater Modestus werde statt eines Briefes persönlich kommen. Und nun dachte sich männiglich meinen Schrecken, da am Charfreitag Nachmittag, wo ich schon des Müllers Wägelein für den kommenden Morgen bestellt hatte, plötzlich ein Bub mir folgendes Schreiben brachte:

„Dem P. Sebaldo wünscht P. Honorius, derzeit durch Gottes Zulassung Guardian, Heil im Herrn!

Lieber und hochwürdiger Pater!

Aus Eurer Briefe habe ich gesehen, was mir schon bei Eurer Abreise auffiel, daß Ihr mit Bezug auf das kleine Judenbüblein Namens Abele wohl einen Zelum, einen Eifer, aber non secundum scientiam, nicht gemäß der Klugheit habet. Es hat nun dem grundgütigen Gott gefallen, Euer geistigen Staar zu fischen, will sagen, Euch in schmerzlicher Weise das geistige Auge zu öffnen. Der bewußte Judenknabe nämlich, den Ihr in Eurer Blindheit dem Wohle einer ganzen christlichen Gemeinde schier vorgezogen habt, ist heute in der

Freiße, während der Patronus des Proselytenhauses zusammt seiner Ehegattin bei Sanct Veit dem Gottesdienste beiwohnte, heimlich entsprungen und zu seiner sauberen Sippe zurückgekehrt, wie das leider schon viele anderen Juden aus demselben Hause vor ihm thaten. Und ob er nun von Anfang heuchelte, oder erst später durch den diesem Volke angeborenen Wankemuth zum Falle kam, will ich nicht untersuchen. Mit einem Worte: es hat sich hier wieder bewahrheitet, was Gott schon durch den Propheten Jsaías beklagte: 'Vocavi et renuistis'—, 'Ich hab' gerufen und ihr habt nicht gewollt!'

Euer Hochwürden Desiderium, morgen hierher zu kommen, braucht mithin nicht mehr in Consideration gezogen zu werden, und zeige ich Euer Hochwürden nur an, daß Ihr bis auf weiteres—usque dum dicam tibi, Matthäus am zweiten—auf Eurem Posten zu verbleiben habt. Vale!

Datum in unserem Klösterlein zu Prag, am heiligen Charfreitag a. D. 1701."

Daß mich dieser Brief nicht anders anmuthete, als wenn der feurige Donnerkeil vor meinen Füßen in den Boden gefahren wäre, brauche ich hier nicht mit vielen Worten darzuthun. Ich mußte ihn erst ein paarmal lesen, bevor ich seinen Inhalt begriff. Daß der kleine Abel am Vorabend seiner heiligen Taufe davongelaufen sei, konnte ich mir nicht reimen, und doch—da stand es schwarz auf weiß! Sollte er wirklich zum Falle gekommen sein? Hatte ihn vielleicht der Gedanke, daß seine Taufe von dem harten Vater an der Mutter grausam gerächt würde, zum Wanken gebracht? Oder sollte List und Betrug im Spiele und der Knabe gegen seinen Willen in die Gewalt seiner Sippe gerathen sein? Alle diese Gedanken gingen mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum, und ich konnte zu keiner Ruhe kommen; nur wollte es mir immer mehr scheinen, der Knabe müsse unschuldig und die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Setzte mich also in tiefer Nacht, sobald ich aus dem Reichthuhle heimgekehrt war, hin und schrieb, wiewohl todtmüde, in diesem Sinne an meinen P. Guardian, an den Patron des Proselyten-

hauses, an den Rector des Jesuitencollegii und endlich an den Rose, dem ich noch kein Tüchlein mißtraute, sie sollten sich fleißig informiren, ob der Knabe nicht gegen seinen Willen durch Lug und Trug in die Judenstadt gebracht und daselbst mit Gewalt festgehalten werde. Und hat mich der vorlezte Brief viel Zeit und manche Priefe gekostet, weil ich den Jesuiten in etwas zierlicherem Latein schreiben wollte, als sonst bei mir gang und gäbe ist.

Ja, wenn meine Briefe etwas genutzt hätten! So aber legten die guten Leute dieselben beiseite. Pater Guardian antwortete gar nicht; ebenso wenig der Rose. Die Jesuiten schrieben freundlich, und der Vorsteher des Proselytenhauses sogar ausführlich, wie dem zuverlässigen Zeugnisse der Magd zufolge der Knabe durch das Fenster des Erdgeschosses gesprungen und mit einigen Juden, so ihn erwarteten, auf und davon geflohen sei. Ich mußte schließlich selber glauben, daß der kleine Abel der Versuchung zum Opfer gefallen, und konnte nichts anderes thun, als ihn der Gnade und Barmherzigkeit Gottes empfehlen.

Und dieweil ich so mit halb bitterem, halb wehmüthigem Gefühle des armen Judenknaben gedachte, bestand derselbe die harte Probe eines ebenso langsamen als grausamen Martyriums—eben zu der Zeit, da wir ihn für ein Apostaten hielten. O was sind wir armselige Menschlein doch gar so große Thoren, wenn wir dem Unwissenden, der allein richten und urtheilen kann, so naheweis ins Handwerk pfeuschen!

Der Rose, der Judas Iskariot, hat das arme Lämmlein den reißenden Wölfen überliefert, und ich selber mußte dem Unmenschen mit meinem Bildlein und Gnadenpfennig Thür und Thor öffnen. Das gab sich so: natürlich kannte er als früherer Hausgenosse die Magd des Proselytenhauses und wußte recht wohl welches simples Ding sie sei. Darauf baute er seinen Plan und lauerte auf den Augenblick, wann der Patronus und seine Frau zusammen einen

Ausgang machen würden; mit der Grethe wollte er dann schon fertig werden.

Doch wäre ihm der Streich beinahe mißglückt. Es blies nämlich in jenen Tagen ein überaus kalter Nordwind und hielt die Wemahlin des Patronus, welche gerade verschmupft war, in der warmen Stube fest, und der Roje dachte schon daran, in der Nacht vom Charfreitag auf den Charfsamstag mit Hilfe einiger verwegener Burschen einen Gewaltstreich zu wagen; denn er war völlig entschlossen die zweitausend Goldgulden zu gewinnen und somit den Knaben vor seiner Taufe in der Hand des Vaters zu liefern. Da kam ihm in letzter Stunde noch die große Frömmigkeit der ehrfamen Matrone zu statte indem sie am heiligen Charfreitag es nicht über sich bringen konnte am behaglichen Djen zu sitzen, während in den Kirchen der blutige Kreuzestod Christi gefeiert wurde, und daher ihren Schewirth nach Sanct Veit geleitete.

Kaum hatte der Roje, welcher, wie der höllische Drache die Himmelspforte, die Thüre des Proselytenhauses umlauerte, die beiden auf die Gasse hinaustreten und den Weg nach Sanct Veit einschlagen sehen als er in seiner Bosheit aufjubelte und sich des Sieges schier sicher fühlte. Gleichwohl schlich er ihnen eine gute Strecke weit nach, um seiner Sache ganz gewiß zu sein, und bog dann, als er sie untrüglich den Weg nach Sanct Veit nehmen sah, in ein kleines Gäßchen, in welchem nahe an der Judenstadt allerlei Gefindel wohnt, wechselte dafelbst mit einem Bettelweibe ein paar Worte und eilte, so rasch er nur konnte, nach dem Proselytenhause zurück.

Auf sein heftiges Klopfen öffnete, wie er erwartet hatte, die Magd das Schießfensterlein neben der Thüre.

„Ach, liebe Grethe,“ sagte der Erzscheml, „das ist gut daß Ihr da seit, da nehmet diesen Gnadenpfennig, er ist von dem Kapuziner Pater Sebald und an dem Hause von Lovetto angerührt.“

„Von dem P. Sebald!“ sagte das ein-

fältige Mensch, knigte und küßte gar ehrfurchtsvoll die Medaille.

„Freilich, von dem P. Sebald—und er schickt Euch einen schönen Gruß Aber jetzt machet rasch auf; sehet Ihr denn nicht wie warm ich mich gelaufen habe, und soll ich da draußen in dem eisigen Wind mir ein Siechthum holen?“

„Eigentlich darf ich in Abwesenheit der Herrschaften niemanden öffnen aber Euch und namentlich da Ihr von P. Sebald kommt und mir den schönen Gnadenpfennig bringt und den Gruß, kann ich euch doch nicht in der grimmigsten Kälte stehen lassen! Also rasch herein und wärmet Euch in der Küche!“ Richtig, die dumme Grethe machte ihm auf! Dann fragte sie: „Und wie geht es dem P. Sebald? Wird er bald wieder einmal hier in Prag predigen oder sitzt er noch immer draußen bei den Bauern in Zalow?“

„Für den Augenblick ist er hier in Prag,“ log der heillose Mensch, „aber nur für ein Stündchen. Nun möchte er rasch den kleinen Abele auf einige Augenblicke sehen und sprechen, und da es ihm rein unmöglich ist, herüberzukommen, hat er mich geschickt, daß ich den Knaben zu ihm ins Klösterlein hole—ei du mein alles, was ich gelaufen bin!“

„Wie? Der P. Sebald wünscht, daß der Knabe zu ihm hinauf komme? Aber das geht nicht, das darf ich nicht erlauben; solange die Herrschaft außer Hauses ist, darf niemand über die Schwelle! Ihr müßt warten, bis der Herr oder die Frau heimkommen.“

„Aber liebe, gute Grethe! Die Herrschaft ist gewiß im Gottesdienst, und der ist vor elf Uhr nicht aus, während der P. Sebaldus schon vor zehn Uhr wieder fort muß. Was würde der hochwürdige P. Sebaldus von Euch denken, wenn ich ohne den Knaben käme?“

„Ja, was würde er von mir denken! O du meine Güte, was wird er denken? Ach, daß doch mir immer solche Geschichten passieren müssen—aber ich darf nicht!“



„Er wird von Euch denken, daß Ihr entweder ihm oder mir, seinem Boten, nicht getraut habt! Nehmt doch nur Vernunft an, der Knabe ist ja in guten Händen, wir kennen uns ja.“

„Freilich, wir kennen uns, und er wäre in guten Händen—aber es geht nicht; ich glaube, die Herrschaft würde mich vor die Thüre setzen!“

„Warum nicht gar! Die Herrschaft wird gar nichts davon merken; jetzt ist es halb neun, vor elf oder halb zwölf kommt die Herrschaft nicht zurück, und um zehn Uhr, spätestens halb elf, bringe ich den Knaben wieder hierhin. Geschwind, beste Grethe, hole den Jungen und machet dem alten P. Sebalde die Freude, daß er ihn zum mindesten heute auf einen Augenblick sehen kann, da er morgen bei des Knaben Taufe nicht mehr hier ist.“

„Ja, wenn ich wüßte, daß Ihr mit dem Knaben vor der Herrschaft zurück wäret—“

„Ich will Euch nie mehr unter die Augen treten, wenn ich ihn auch nur eine Minute zu spät bringe.“

„Und daß es nicht von dem Knaben verrathen würde—“

„Meine Hand drauf, der Knabe soll reinen Mund halten!“

„In Gottes Namen also—auf Eure Verantwortung hin!“ Und die einfältige Sans rief den kleinen Abele und sagte ihm, er solle geschwind mit dem Roße zum Kapuzinerkloster hinauflaufen, wo ihn der P. Sebalde erwarte, und sich ja sputen, daß er zeitig wieder zurückkäme.

Das unschuldige Blut hörte auch nicht eher meinen Namen und sah das Pergamentbildchen mit dem von meiner Hand geschriebenen Spruche, das er gleichsam wie ein Pfand meiner Gegenwart hin nahm, als er sich voll Freuden bereit erklärte, mit dem reißenden Wolfe zu gehen, flugs in sein wollenes Wintermäntelchen schlüpfte und an der Hand des Judas Iskariot sein sicheres Asyl verließ. Und so wurde der kleine Abele zur selben Zeit, da man in den Kirchen das bittere Leiden

unseres Herrn Jesu Christi und wie er durch einen Kuß verrathen wurde, feierlich sang, ebenfalls von einem falschen Freund mit scheinbarer Freunlichkeit um des erwünschten Geldes willen verkauft und verrathen, war mithin auch in diesem Punkte seinem göttlichen Meister ähnlich.

Der Jude wählte unter dem Vorwande besonderer Eile die kleinsten und abgelegensten Gäßchen, bis er sein unschuldiges Opferlamm an das elende Häuschen des alten Bettelweibes gebracht hatte. „Ach,“ sagte er dann, „hier wohnt eine arme, kranke Person, der wollet wir doch rasch ein kleines Almosen reichen,“ und lockte so den willig folgenden Knaben in den dunklen Hausflur. Dasselbst fiel er unversehens über denselben her, band ihm mit einem Tuche den Mund zu, daß er kaum einen halb erstikten Schrei ausstoßen konnte, und warf mit Hilfe des alten Weibes das arme, wimmernde Kind, an Händen und Füßen geknebelt in ein dunkles Kellerloch. Also ließen sie den kleinen Abele hilflos liegen, ja verspotteten ihn in schrecklicher Weise (wie das Bettelweib später gestand), sagend: der Nazarener werde ihm zweifelsohne zu Hilfe kommen; da derselbe aber heute gerade ans Kreuz genagelt sei, so möge er ihn, wie billig, entschuldigen und sich gedulden, bis es ihm einmal gelegener wäre und er sich seines Unfalles annehmen könne. Mit solchen und ähnlichen Lästerreden schlug der gottlose Verräther die Fallthüre über seiner Beute zu und traf die nöthigen Maßregeln, um dieselbe mit Einbruch der Dunkelheit in das Haus des alten Abele zu liefern.

O du liebe Seele, wie mag es dir den ganzen Tag über in dem Kellerloche um dein junges Herz gewesen sein! Dein heiliger Schutzengel hat dich wohl getröstet und auf den Kampf gerüstet, welcher dir nun bevorstand!

Inzwischen war der alten Grethe gar schweiß zu Muth. Schon sah sie die Nachbarn aus der Kirche zurückkommen, und noch immer wollte der Roße mit dem

Knaben sich nicht zeigen. Endlich kam auch die Herrschaft; aber der kleine Abele war nicht zu sehen. Die arme Person ist am selbigen Tage, wie sie mir nachher gestanden hat, vor Schrecken und Angst schier unweise geworden. Als die Essenszeit da war, konnte des Knaben Abwesenheit nicht mehr länger verborgen bleiben; jetzt legte sich das einfältige Ding aus übergroßer Herzensangst aufs Lügen und gab vor, der Abele müsse hehlings, während sie in Küche und Keller hanirte, entwischt und davongelaufen sein, wie das leider schon oftmals mit den unbeständigen Juden geschehen. Bei dieser unwahren Rede verblieb sie auch bei mehrfachen Fragen, und ob nun der Patronus und seine Gattin der Magd wirklich glaubten oder zur Vermei-

dung gerechten Tadelns sich bloß diesen Anschein gaben: sie meldeten alsbald sowohl nach Sanct Clemens als nach unserem Klosterlein, es sei der kleine Abele während des Gottesdienstes hinterlistigerweise entsprungen, wie mir denn auch sofort P. Guardian schriftlich mittheilte. Und hätte die leidige Menschenfurcht ein offenes Geständniß der Magd nicht verhindert, oder P. Guardian mein Schreiben mit größerem Glauben gelesen, so wäre mit obrigkeitlicher Macht und Weisheit ein großes Verbrechen wohl noch zu verhindern gewesen. Allein das sollte nach Gottes Zulassung nicht geschehen, zweifelsohne, weil unser Herr durch das Blutzugniß eines unschuldigen Kindes viel mehr verherrlicht, als durch die Bosheit aller höllischen Schaaren verunglimpft wird.



Als Adam von der verbotenen Frucht gegessen, kam die Strafe über ihn, daß er im Schweiß des Angesichtes sein Brot essen mußte. Als die Menschen den Thurm zu Babel erbauten, um ein Denkmal der Macht ihrer Einheit zu setzen, da verwirrte Gott die Menschen in ihrer Sprache, daß niemand mehr den andern verstand. So hat es Gott mit Pharao gemacht. Pharao verehrte mit den Aegyptern den Nil als Gottheit und hielt die Frösche für Götter. Gott suchte ihn heim, indem er das Wasser in Blut verwandelte und die Frösche zu Millionen vervielfältigte; die verehrten Frösche kamen über Pharao: über sein Haus, über seinen Tisch, über sein Lager, nahmen Platz bei seiner Mahlzeit, besuchten ihn in seinem Schlaf; auf jedem Schritt und Tritt begegneten sie ihm, in Wahrheit unwillkommene Gäste; die vergöttlichten Frösche wurden seine Plage. „Worin du gesündigt, darin wirst du bestraft.“ Im Buche der Weisheit sagt der hl. Geist: „Darum hast du auch die, so in ihrer Thorheit und Ungerechtigkeit dahin lebten, eben durch das so stark gequält, was sie verehrten; denn sie wandelten zu lange auf dem Wege des Irrthums, hielten das für Götter unter

den Thieren, was man für verächtlich hält und lebten wie thörichte Kinder. Darum strafest du sie auch wie thörichte Knaben mit Spott.“ (Buch der Weisheit 12, 23—25). So war es bei Nabuchodonosor, dem Könige von Babylon. Prahlend rief er aus: „Ist das nicht das große Babylon, das ich mir erbaut habe zur Residenz, in der Macht meiner Stärke und in der Herrlichkeit meines Ruhmes.“ Noch war das Wort im Munde des Königs, sagt die hl. Schrift hinzu: „kam eine Stimme vom Himmel: „Wir, König Nabuchodonosor, sei es gesagt, dein Reich wird von dir weggehen und sie werden dich hinauswerfen aus der Gesellschaft der Menschen und mit den Thieren und dem Wild des Waldes wird deine Wohnung sein und Heu wirst du wie ein Ochse fressen und sieben Mal werden über dir die Zeiten wechseln, bis du erkennst, daß der Höchste in dem Königreich der Menschen herrscht und es gibt nach seinem Belieben.“ Und in derselben Stunde erfüllte sich das Wort des Herrn an Nabuchodonosor. „Er wohnte statt im Palast bei den Thieren des Waldes.“ (Daniel 4, 28—30). „Worin du gesündigt, darin wirst du gestraft.“